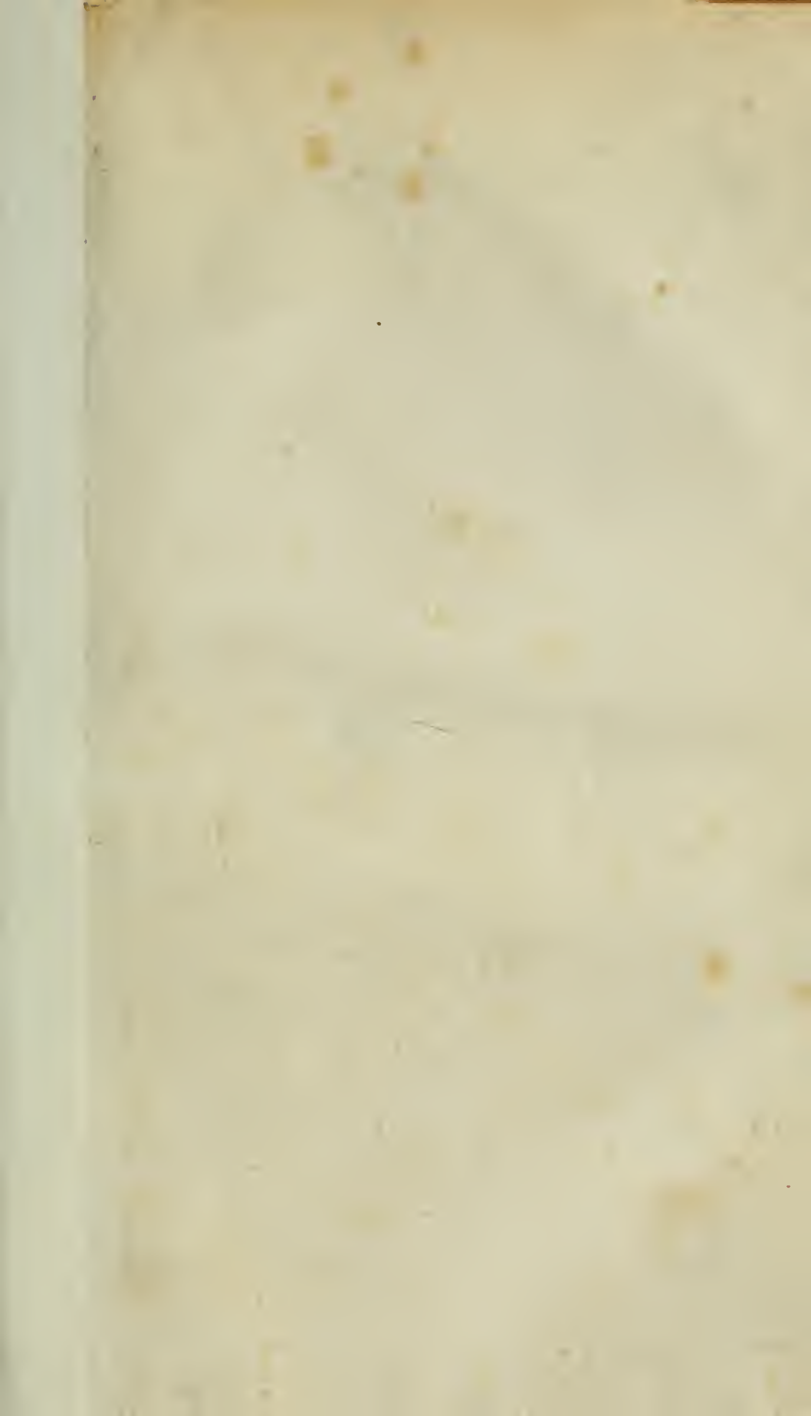










Briefe

über

GOETHE'S FAUST.

Von

M. ENK.



WIEN.

Friedrich Beck's Verlags-Buchhandlung.

1834.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Vorwort.

Die folgenden Briefe wurden im Verlauf des verflossnen Sommers, ihrem wesentlichen Inhalt nach fast so, wie sie hier erscheinen, an einen durch seinen Geist, wie durch seinen Charakter gleich ausgezeichneten Verehrer des Dichters geschrieben, dessen Werk ihren Gegenstand ausmacht. Was den Verfasser zu ihrer Bekanntmachung bewog, hat er im letzten Briefe, wie er hofft, unzweideutig genug auseinander gesetzt; und es bleibt ihm nur zu wünschen übrig, dass

die darin angegebenen Beweggründe den stimmfähigen Beurtheilern eben so zureichend scheinen mögen, als sie ihm selbst geschienen haben.

Geschrieben am 12. December 1833.

M. E.

Briefe über Goethe's Faust.

Laudes streperae et importune effusae famae nihil profunt: immo potius impense nocent.

Bac. De. Aug. Sc. Lit. 8. *c.* 2.



Erster Brief.

Als Sie mir vor ungefähr drei Monaten die Ehre Ihres Besuches gönnten, und den zweiten Theil von Göthe's Faust, den ich kurz vorher erhalten hatte, aufgeschlagen auf meinem Pulte fanden, fragten Sie mich um meine Meinung von demselben. Ich hatte über das Werk noch nicht hinreichend nachgedacht, und versprach ganz obenhin, Ihnen künftig einmal darüber zu schreiben. Ich dachte damals nämlich nicht, dass es Ihnen einfallen würde, mich beim Wort zu nehmen. Sie thun es inzwischen, und somit bleibt mir nichts übrig, als mein Wort zu lösen.

Der besagte zweite Theil sollte also zunächst der Vorwurf dieses Schreibens seyn, wie er dessen nächste Veranlassung ist. Ich kann inzwischen durchaus auf keine Erörterung darüber eingehen, ohne mich vorher über den ersten Theil des Gedichtes mit Ihnen verständigt zu haben. Die Erlaubniss, dieses zu versuchen, werden Sie mir, ohne unbillig zu seyn, wohl nicht verweigern können. Besorgen Sie nicht, dass ich dieselbe missbrauche. Freilich werde ich ein wenig weit ausholen müssen: aber nicht immer ist der kürzeste Weg der beste. Jener ist der beste, welcher in der kürzesten Zeit am sichersten zum Ziele führt.

Sie erinnern sich wohl noch des Jünglings, der, als Sie mich das letzte Mal besuchten, zu mir in's Zimmer trat, um einen kleinen Auftrag auszurichten, und bald darauf sich wieder entfernte. Sein interessantes Gesicht

fiel Ihnen auf durch einen sprechenden Zug von Melancholie, der sich darauf ausdrückte. Ich sagte Ihnen, dass in dem jungen Manne früh eine sehr glückliche Naturanlage ausgefunden, dass ich viel Mühe und Sorgfalt auf ihre Entwicklung gewendet, und dass mich diese bisher zu den schönsten Hoffnungen berechtigt habe; dass aber mein Pflegling seit einiger Zeit in eine trübe Stimmung verfallen sey, die bereits zu lange her anhalte, um mir nicht lebhafte Besorgnisse einzuflössen.

Sehr richtig bemerkten Sie bei dieser Gelegenheit, dass jene melancholische Stimmung eben bei den am reichsten begabten Naturen im Jünglingsalter sehr häufig vorkomme; und träten nicht einige besondere Umstände in's Spiel, deren Erörterung nicht hierher gehört, so würde ich in dieser Hinsicht meines Zöglings wegen vollkommen ruhig seyn. Denn nichts ist bei dem Jüngling natürlicher, als jene Trauer bei dem ersten Gewahrwerden des Widerspruchs zwischen Ideal und Wirklichkeit. Steht doch in der idealen Welt, welche er sich gebildet hat, Alles in so reitzendem Einklang; ist doch der Farbenschimmer, der sie, wie das zarteste Morgenroth umfliesst, so rein und ätherisch; sind doch alle Tinten so warm und lebensfrisch: — wie sollte es ihn nicht mit Trauer erfüllen, diese erbleichen und erkalten, und jenen magischen Farbenduft gegen seine Erwartung so schnell zerfliessen zu sehen!

Dieser Schmerz gehört inzwischen ganz einer poetischen Auffassung des Lebens, und einem unschuldigen sinnlichen Behagen an den reitzenden Farben an, welche die jugendliche Phantasie darüber ausgiesst. Er ist rein elegisch: indem darin das Wohlgefallen an jener idealen Schöpfung mit der Trauer, sie in der Wirklichkeit so schnell versinken zu sehen, zur sanften Wehmuth verschmilzt. Zieht aber dieser Schmerz in poetisch gestimm-

ten Gemüthern, als elegische Sehnsucht, oft gleich weit in's reifere Alter hinein: so kann er doch nur in krankhaften, als herrschende Stimmung vorwalten, und nur die Befangenheit eines solchen von der Wirklichkeit den magischen Schimmer eines Feenmährchens verlangen. Diese Letztere bietet uns der wünschenswerthen Gaben so viele, und mahnt uns so nachdrücklich an eine ernstere Bestimmung, als die des Hinschwelgens in sinnlichem Behagen: dass ein gesunder Sinn weder jene Bestimmung verkennen, noch überhaupt lange anstehen kann, das Erträumte und Phantastische für das Wirkliche und Erreichbare hinzugeben.

Von edlerem Gehalt ist ein anderer Schmerz, welcher, der Zeit seiner Entstehung nach, sehr oft mit jenem ersterem zusammenfällt. Neben der Welt einer idealen Glückseligkeit baut sich nämlich das jugendliche Gemüth noch eine andere, eine ideale sittliche Welt auf, und der hehre Schimmer, in welchen es diese Letztere kleidet, ist der Reflex seiner Unschuld, seines arglosen Vertrauens, und der ungeschwächten Gluth seiner reinen Begeisterung für das Sittlichgute und Schöne. Liebe, Freundschaft und Vertrauen, in ewig frischer Kraft und Innigkeit fortblühend, sind die Genien dieser schönen Welt, in welcher jede Tugend gedeiht, jede den Preis ihres Strebens erringt, oder im Fall des Misslingens durch ein so hohes Selbstgefühl aufrecht gehalten wird, dass selbst das herbste Unglück für sie kein Unglück ist, weil eben dieses ihr den befriedigendsten Genuss ihres unerschütterlichen Werthes gibt. Aber nicht haltbarer ist der ideale Verklärungsschimmer, womit die jugendliche Phantasie diese ihre Schöpfung überströmt, als bei jener anderen. Mit jedem Schritt, welchen der Jüngling auf der Bahn der Lebenserfahrung vorwärts geht, sieht er ihn bleicher und zweideutiger werden. Liebe, Freundschaft,

hingebendes Vertrauen, und die Begeisterung für das Gute und Schöne, sind nicht so rein und nicht so allgemein anzutreffen, wie er es wähnte: und er muss wenigstens die Unbedingtheit seines Glaubens an ihre Herrschaft aufgeben, in welchem sein sittliches Gefühl sich so schön und so vollkommen befriedigt fand; er muss auf diesen Glauben selbst bei Denjenigen Verzicht leisten, bei welchen er ihn sich am liebsten retten möchte. Er sucht bei den Todten, was er bei den Lebenden nicht findet: aber indem er ihr Bild nicht mehr aus der Hand der Dichtkunst empfangen will, sondern es der Geschichte abfordert, sieht er sich gezwungen, immer mehrere von Denjenigen aufzugeben, welche ihm sonst seinen Glauben unbedingt zu rechtfertigen schienen. Er ist redlich genug, von sich selbst zu fordern, was er von Andern fordert; er will das Bild der höchsten und reinsten Tugend in sich selbst darstellen; er setzt es sich zur letzten Aufgabe seines Lebens, jedes Hinderniss zu überwinden, welches ihm bei dem Streben nach diesem Ziel entgegen treten könnte. Aber nicht äussere Hindernisse allein sind es, die er zu bekämpfen hat. Einen gefährlicheren Feind trägt er in seinem Busen, und wie entschlossen er ihn auch bekämpfe, wie muthig er mit ihm auch ringe: der Sieg wird ihm schwerer werden, als er wähnte, und, was schlimmer ist, dieser Sieg wird weit unvollkommner seyn, als er es erwartete.

Auch dieser Schmerz ist elegisch; denn auch hier verbindet sich die Sehnsucht nach einer idealen Vollkommenheit mit der Trauer über einen unvollkommneren Zustand; allein er ist minder vergänglich, als jener andere Schmerz: denn er ruht auf Demjenigen, als auf seiner Grundlage, was das Unvergänglichste im Menschen ist, auf den Forderungen seiner sittlichen Natur. Mag eine ganz reine und vollkommne Tugend auch immerhin ein Ideal seyn: die

sittliche Kraft vermag es, zu diesem Ideale aufzustreben, ausschliessend dieses Ziel zu verfolgen, und jede eigensüchtige Leidenschaft ihm aufzuopfern. Darum führt in unverderbten Gemüthern solche Entzweiung selbst zu einem besonnenen, treuen Streben nach sittlichem Werthe: indem sie dieselben zu einem festen, strengen Anerkennen der Forderung hinlenkt, unbedingt nach der Annäherung zu einem Ziele zu streben, welches vollkommen zu erreichen der menschlichen Natur in ihrer gegenwärtigen Beschränkung nicht vergönnt ist.

Wenn aber der Schmerz, von welchem ich eben geredet habe, auf solche Weise seine Versöhnung in sich selbst findet: so ist es nicht eben so mit einem andern, weit herberen, von welchem ich jetzt reden will. Nicht selten fällt er in der Jugendblüthe des Lebens mit jenem Letztgeschilderten, der Zeit nach, zusammen: allein seine volle Reife gewinnt er erst im männlichen, oft auch erst im späteren Alter, wenn eine ernstere und strengere Betrachtung des Lebens ihm den Boden bereitet hat, und ihm so zu sagen sich zu verdichten erlaubt. Dieser Schmerz ist nicht elegisch, sondern tragisch; keine ideale Ansicht des Lebens liegt ihm zum Grunde, sondern eine rein prosaische Auffassung der Wirklichkeit. Er ist daher, an sich selbst, so lange er nämlich kein versöhnendes Ziel gefunden hat, nicht poetisch: sondern vielmehr der Gegensatz aller Poesie des Lebens. Wenn Tausende seine Tiefe nicht kennen lernen, und sie kaum auch nur zu ahnen vermögen, weil er in ihrem beschränkten Sinn und in ihrem seichten Gemüth keinen Boden findet, in welchem er Wurzel schlagen könnte, oder weil sie glücklich genug durch Dasjenige gegen ihn geschützt sind, was ihn allein ferne halten kann, durch die Kraft des Glaubens: so gibt es doch nicht einen Einzigen unsers Geschlechts, der gänzlich davon unberührt bliebe. Denn auch die ent-

schiedenste geistige Flachheit findet sich wohl irgend einmal veranlasst, nach der Bedeutung des Lebens zu fragen, so wie die stolzeste Zuversicht auf Kraft und Einsicht, beider Unzulänglichkeit anzuerkennen; und wie fest und unzerbrechlich an sich selbst die Stütze auch sey, welche der religiöse Glaube uns bietet: nicht in jedem Augenblick fühlt die Schwäche der menschlichen Natur sich stark genug, um mit gleicher Kraft sich daran aufrecht zu erhalten; überall aber ergreift die Idee eines Unendlichen unsern Geist wie unser Gemüth mit so übermächtiger Gewalt, dass wir, wenn wir immer den Blick darauf hinkehren, es auf keine Weise vermeiden können, im Verhältniss zu demselben die enge Begränzung unserer Natur, und die Nichtigkeit aller menschlichen Kraft gewahr zu werden. Als nichtig nämlich erscheint jede Kraft, welche ihres Zieles, oder ihres Erfolges überhaupt nicht sicher ist, oder die zu Demjenigen, was sie zu erreichen strebt, ausser allem Verhältnisse steht. Auf diese Schranken aber stösst die menschliche Kraft überall, nach welcher Richtung sie sich immer zu äussern strebe. Denn in so fern dieses Streben auf Erkenntniss gerichtet ist, zeigt sich das Feld derselben als ein unermessliches, auf welchem auch die höchste geistige Kraft nur für wenige schwankende und unsichere Tritte ausreicht. Welchen Werth überhaupt dürfen wir unserm Erkennen beilegen, wenn kein Gegenstand desselben als ein Abgeschlossenes, sondern nur im Zusammenhang mit tausend, uns theils ganz unbekannten, theils unberechenbaren Einflüssen, und als Glied eines Ganzen besteht, das wir als ein Unendliches nicht zu fassen, und dessen allgemeinste Gesetze wir kaum zu ahnen vermögen. Wird nun durch diese Schranken unbedingt jede Sicherheit des Erkennens, mit dieser aber zugleich jeder unbedingte Werth desselben aufgehoben: so erscheint sein bedingter Werth, hinsicht-

lich Desjenigen nämlich, was wir bei der gegenwärtigen Beschränkung unsrer intellectuellen Kräfte bedürfen, und zu erreichen vermögen, um Weniges genügender und erfreulicher. Denn selbst innerhalb dieser Gränzen überführt uns jeder Schritt von der Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit unsers Vermögens; hängt sich an jede Bejahung die Verneinung, an jeden Grund ein Widerspruch, und an jeden Gran Wahrheit ein Centnergewicht von Zweifel und Irrthum; beginnt jede Forschung damit, die Unstatthaftigkeit früherer Forschungen nachzuweisen, und endet jede damit, das gleiche Schicksal zu erfahren: während aberwitzige Anmassung darum nicht minder fortfährt, für ihre eignen Resultate Untrüglichkeit bei einem Streben in Anspruch zu nehmen, als dessen Höhepunkt die umfassendste Einsicht zu allen Zeiten eben nur die Ueberzeugung von der Trüglichkeit und Unverlässlichkeit aller menschlichen Erkenntniss zu bezeichnen wusste.

Auffallender noch zeigt sich die Nichtigkeit alles Strebens menschlicher Kraft, und drückender wird das Gefühl dieser Nichtigkeit dort, wo jenes Streben auf die Erreichung materieller Zwecke gerichtet ist. Keineswegs aber sind es hier die schnellen Wechselfälle von Glück und Unglück, der jähe Sturz der Höchsten und Besten vom Gipfel der Macht in den Abgrund des Elends; das strenge Verhängniss, welches ganze Geschlechter und oft ganze Völker in die Folgen einer einzigen Schuld oder eines einzigen Irrthums verwickelt; nicht der zerstörende Fall blühender Reiche, noch grosse, durch scheinbar geringfügige Ursachen in ein Nichts zerfliessende Entwürfe; mit einem Wort, es ist nicht sowohl der tragische Prunk und Pomp des Lebens, wodurch jenes Gefühl in uns hervorgerufen wird: als die ganz einfache, auch in dem beschränktesten Lebenskreise sich uns aufdrängende Wahrnehmung, dass wir auch hier überall nur nach dem un-

mittelbar Nächsten zu streben, und, weil wir es wieder nur als ein Einzelnes, nicht nach allen seinen Beziehungen zum Ganzen zu erfassen, und überall nur die äussere, nicht die moralische Widerstandskraft zu berechnen im Stande sind, auch dieses Nächste nirgends mit Sicherheit zu ergreifen vermögen. Wissen wir doch auch nicht in einem einzigen Falle, ob Dasjenige, wornach wir mit der angestrengtesten Beharrlichkeit streben, in seinen Folgen sich uns nicht in den zerreissendsten Jammer verwandeln werde; noch ob, was wir mit der eigensinnigsten Hartnäckigkeit abgewiesen, uns nicht dem ersehnten Glück in die Arme geführt haben würde: so dass selbst Glück und Unglück, die Gegenstände des einfachsten Bestrebens und Verabscheuens unsrer Natur, nicht anders als in ihrer unmittelbaren Gegenwart für uns vorhanden sind.

Kann aber gleich das Gefühl der Nichtigkeit unsrer Kraft in dem Streben nach Erkenntniss, und nach materiellen Lebenszwecken, auf keine Weise anders, als niederdrückend auf uns einwirken: so verfallen wir doch einem weit herberen Schmerz, wenn wir uns die Frage vorlegen, zu welcher wir durch jenes Gefühl selbst unvermeidlich hingedrängt werden. Wenn alle Zwecke, welche wir uns setzen können, keine letzten Zwecke, und unsre Kräfte überall zu beschränkt sind, um sie mit Sicherheit zu erreichen: was also ist denn der letzte Zweck unsers Lebens; das endliche Ziel, für welches wir zu streben, zu irren, zu dulden, und zu leiden bestimmt sind, und in welchem das Räthsel unsers Daseyns seine endliche Lösung findet? Diese Frage ist es, welche den tragischen Schmerz des Lebens in sich schliesst. Der Mangel einer befriedigenden, jeden Zweifel ausschliessenden Lösung derselben, um welche die Philosophie sich seit Jahrtausenden vergeblich bemüht hat, ist es allein, der dem Schmerz seinen scharfen Stachel gibt, die Freude zu ei-

nem träumerischen Rausch, jeden Schritt auf der Bahn des Lebens zum unsichern Schwanken, und in tausend Fällen die Tugend zur Thorheit oder zur Geckerei macht; der, indem er uns über die sinnliche Gegenwart hinaus jedes feste Ziel nimmt, uns in dieser selbst nur Widerspruch, Zerstückelung, und den Kampf feindseliger Elemente gewahren lässt; und der die Keime der Entzweiung mit dem Leben um so unvermeidlicher in uns zur Reife bringt, als wir uns durch die Anlage unsrer Natur fortwährend zur Schlichtung solches Streites aufgefordert finden.

Darum bedarf der Mensch für jenen Schmerz einer Versöhnung, wenn er nicht der Entzweiung mit seinem Daseyn unvermeidlich verfallen soll: und nur im Glauben vermag er sie zu finden. An diesen ist er gewiesen, und nur durch diesen erhält sein Streben eine feste Begründung, und sein Leben eine sichere Bedeutung. Wenn der Glaube die Schranken unsers Erkennens nicht hinauszurücken, und die Unzulänglichkeit unsers Strebens nach endlichen Zwecken nicht aufzuheben vermag: so entfernt er doch jeden leidenschaftlichen Unmuth über die Vereitlung der letzteren, indem er sie uns nicht weiter so hoch anschlagen, und uns in ihrem Misslingen, wie in der Beschränkung unsrer Kräfte überhaupt, die Fügung einer höhern Weisheit verehren lässt, die selbst dort noch unsre Entwicklung fördert, wo sie dieselbe zu hemmen und zu verwirren scheint.

Ich fürchte nicht, mein Freund, dass Sie, wie einer von den Beurtheilern meiner Melpomene, sagen werden, ich habe zur Entwicklung der tragischen Idee einen theologischen Standpunkt genommen. Ich habe hier mit der Theologie nichts zu schaffen, und bewege mich nicht auf ihrem Gebiete. Unbedenklich aber gestehe ich ein, ich würde sehr gering von der psychologischen Einsicht

Desjenigen denken, welcher mit der Macht des Schmerzes, so wie mit den finsteren Dämonen, welche in der Brust des Menschen brüten, nicht hinlänglich bekannt wäre, um zu wissen, dass sie, einmal erwacht, ihn jederzeit zur Entzweiung mit seinem Daseyn hindrängen; und dass es einen Grad dieser Zerfallenheit, so wie selbst für den Stärksten einen Grad ihres Schmerzes gebe, der eben nur im Glauben sein Gegengewicht und seine Versöhnung finden kann.

Der höchste Grad dieses Zerfallenseyns, des leidenschaftlichen, bis zur Verzweiflung gesteigerten Unmuths über die Schranken der Menschheit, und der frechsten Empörung gegen jedes Gesetz der Begränzung, ist im Faust dargestellt. Diese Tendenz ist im Gedichte selbst mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen, und so einstimmig anerkannt, dass sie im allgemeinen hier keiner weiteren Erörterung bedarf. Was ich insbesondere darüber zu bemerken habe, will ich Ihnen in meinem nächsten Schreiben mittheilen.

Zweiter Brief.

Ganz richtig ist Ihre Bemerkung, verehrter Freund, dass sich in Faust's Charakter alle drei Richtungen, wenn auch in sehr ungleichem Masse, ausgedrückt finden, nach welchen hin die menschliche Kraft ihrer Beschränkung gewahr werden kann: die Richtung auf Erkenntniss nämlich, auf materielle, und auf sittliche Lebenszwecke; in welchen drei Richtungen eben alles menschliche Streben rein aufgeht. In jener Vereinigung liegt denn auch die Totalität der Dichtung; und wenn Einige diese die Welttragödie, und Andere, besser, die Tragödie der Menschheit genannt haben: so ist es zum Theil in diesem Sinn, dass eine solche Benennung ihr zukommt.

Verfolgt man nun jene drei Richtungen bei Faust im einzelnen, und zunächst die auf sittliche Zwecke hinausgehende: so ist es an sich selbst klar, dass diese Zwecke keine rein sittlichen seyn können. Denn es wäre in der That ein sonderbarer Einfall, wenn sich Jemand dem Teufel aus reinem Tugendeifer verschriebe, und eine solche Dichtung wohl die frechste, wie die abgeschmackteste Verhöhnung des sittlichen Strebens, welche der Uebermuth sich erlauben könnte. Auch kann das rein sittliche Streben, in wie fern nämlich bei endlichen Wesen von einem solchen die Rede seyn darf, seiner Natur nach nie zu einer Entzweiung über seine Beschränkung führen: weil es jederzeit seinen Abschluss in der Idee einer sittlichen Weltregierung sucht und findet, und durch den fe-

sten Glauben an diese, auch in der Beschränkung mit sich selbst sich einig fühlend, vor jedem Zerfallen über diese bewahrt wird. Unvermeidlich aber werden die Keime der Letzteren sich dort entwickeln, wo das sittliche Streben selbst auf entschieden vorherrschenden Beweggründen der Eigensucht ruht; ein Hebel, der von Klinger in seiner Bearbeitung des Faust sehr wirksam benützt worden ist. In Göthe's Faust hingegen tritt das sittliche Streben bei diesem auf das offenbarste zurück, wie es auch nach der Anlage des ganzen Gedichtes nothwendig zurücktreten müsste; und nur in dem Wunsch, Andern reine, von Irrthum ungetrübte Quellen der Erkenntniss öffnen zu können; in seiner thätigen Verwendung bei der Seuche; und in einem gelegenheitlichen Rückblick auf den ungleichen Streit zwischen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen, ist es mit wenigen einzelnen Zügen angedeutet.

Desto bedeutender tritt in Faust das Streben nach Erkenntniss hervor. Es ergibt sich im allgemeinen von selbst, dass jedes Streben nach Erkenntniss, ausschliessend um ihrer selbst willen, als ein rein intellectuelles, durchaus undramatisch ist. Daher vermöchte denn die Zerfallenheit über die Schranken unsers Erkennens in überraschenden Zügen, herb und ohne Milderung hingestellt, wohl einen tragischen Eindruck; nie aber eine tragische Wirkung hervorzubringen, die nur auf das Handeln gegründet werden mag. Zur Erreichung einer solchen kann sie nur dann geeignet seyn, wenn das Streben nach Erkenntniss mit dem Streben nach äusseren Lebenszwecken in Verbindung tritt; und auf solche Weise allein konnte es im Faust dem Stamm der alten Volkssage eingeimpft, oder als dieser bereits angehörender Zweig benützt werden *).

*) Mit echt aristophanischer Laune behandelt, könnte sich inzwischen die Sage auch in dieser Richtung hin verbreiten;

Je bedeutender aber in Faust das Streben nach Erkenntniss, als Quelle seiner Zerfallenheit, hervortritt, um desto wichtiger wird es seyn, über die eigenthümliche Natur und Beschaffenheit dieses Strebens in's Reine zu kommen. Denn wenn Schubarth in seinen schätzbaren Vorlesungen *) gleich sehr richtig bemerkt hat, dass nicht die Erkenntniss des Höheren an sich, seines erhabenen Werthes wegen, Faust's Zweck sey: so scheint dieses die Frage doch keineswegs zu erschöpfen. Was ich selbst zu ihrer Lösung vorzubringen habe, werden Sie als Andeutungen, die ich Ihrer weitern Prüfung unterwerfe, gewiss eben so unbefangen aufnehmen, als ich Ihnen dieselben übergebe.

Man hat, glaube ich, in Faust's Charakter immer zu viel Accent auf sein Streben nach Erkenntniss, als ein positives, und als Grund seiner Zerfallenheit gelegt. Ich will es versuchen, mich deutlicher zu erklären.

Die Kraft, welche in uns nach Erkenntniss strebt, ist, als geistige, eine unendliche. Indem sie, als eine solche

---

wenn z. B. Faust sich dem Teufel aus unbedingtem Interesse an philosophischer Forschung verschriebe; dieser, als ein Lügner von Anbeginn, den ganzen Cursus, welchen die speculative Philosophie seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts vollendet hat, anticipirend, die Schöpfer der neueren philosophischen Systeme phantasmagorisch seinem Contrahenten in Person vorführte, und Faust zuletzt aus Verdruss über die jüngsten Wortführer, und ihre barbarische Sprache, sich dem Teufel — noch vor Ablauf des pactirten Termines hingäbe. Versuche sich an der Aufgabe, wem jene aristophanische Weihe geworden ist: aber nur nicht ohne diese.

*) Ueber Göthe's Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth. Berlin, bei Enslin 1830.

sich an den Schranken der Endlichkeit bricht, ist ihr die Entzweiung mit diesen von vorne herein gegeben, und das drückende Gefühl derselben kann nur dadurch versöhnt werden, dass sie innerhalb jener Schranken selbst sich befriedigt finde. Betrachten wir nun die drei vorzüglichsten Richtungen, nach welchen der Erkenntnisstrieb sich auszubreiten strebt — die Richtung auf das scientifische Wissen, in so fern dieses das Nothwendige und Nützliche, wie das Angenehme im Leben zum Gegenstande hat; auf die Kenntniss der Natur, als Inbegriff aller äusseren Erscheinungen, und ihres nothwendigen Zusammenhanges; und auf die Erkenntniss der sittlichen Natur des Menschen, und den Zusammenhang seines gegenwärtigen Daseyns mit einem zukünftigen: so finden wir, dass wie dem menschlichen Geist, wenn er über die ihm gezogenen Schranken hinausstrebt, die Entzweiung, so auch innerhalb derselben die Versöhnung gegeben ist. Diese Versöhnung nun liegt bei dem scientifischen Wissen darin, dass dieses für unsere äusseren Lebenszwecke, für diejenigen sowohl, welche das Nothwendige und Nützliche, als für jene, welche das Angenehme zum Gegenstande haben, und eben so unsre Erkenntniss von der materiellen Natur, wie von der sittlichen des Menschen für unser Bedürfniss in unsern gegenwärtigen Zustande sich als genügend ausweist, um uns, auch innerhalb der unserm Geist gesetzten Marken, eine hinreichende Befriedigung finden zu lassen. Vermittelt aber wird diese Befriedigung nach jeder der angegebenen Beziehungen im allgemeinen, durch das in unserer Natur liegende Wohlgefallen an dem Erreichten, als errungenem, und an dem Erreichbaren, als zu hoffenden Besitz; bei unbefangener Erforschung der materiellen, so wie der sittlichen Natur des Menschen aber auch noch dadurch, dass diese, wie unvollkommen unsre Einsicht auch bleibe, uns jederzeit dem

Glauben an eine sittliche Weltregierung zulenkt, und so nicht nur dem Schmerz über unsere Beschränkung seine Stachel nimmt: sondern uns auch mit der erhebenden Hoffnung erfüllt, dass unsre intellectuellen, wie unsre sittlichen Kräfte im beständigen Fortschritt einer vollkommneren Entwicklung entgegenreifen.

Wo aber dem Trieb nach Erkenntniss diese Beziehung vom Anfang her fehlt, oder wo er sie aufgegeben hat: da lässt sich von seinem Streben auch nicht sagen, dass es auf ein Positives gerichtet sey; sondern es strebt vielmehr überall vernichtend der Verneinung zu. Denn indem er weder die Natur nach ihrem innern Zusammenhang als ein selbstständiges Ganzes zu erfassen, noch den Bruchstücken seiner Einsicht in diesem Zusammenhang durch die Beziehung auf die Idee einer Gottheit, als Schöpfers und Erhalters derselben, eine sichere Bedeutung abzugewinnen vermag, erblickt er in ihr, wie in seiner innern Welt nichts als eine verworrne Masse von ewig sich feindselig bekämpfenden und zerstörenden Kräften, bei deren Betrachtung ihm nichts als die Verneinung übrig bleibt: da ihm durch den Mangel einer Alles zur Einheit verknüpfenden, und durch sich selbst abschliessenden Idee das Bejahen durchaus genommen ist. Dieses aber ist noch von einer andern Seite her der Fall. Wenn nämlich in dem Vorhergehenden die Freude an der errungenen Erkenntniss, als Besitz, und die Hoffnung, diesen Besitz zu erweitern, mit Recht als Dasjenige bezeichnet wurde, wodurch alle Befriedigung des menschlichen Geistes innerhalb der ihm gezogenen Schranken vermittelt werde: so sieht dieser auch in solcher Hinsicht zur Verneinung sich hingedrängt; da ohne jene ausgleichende Idee einer sittlichen Weltregierung das Streben nach Erkenntniss einer sichern Beziehung zu den höchsten Interessen unsers Daseyns, wie bei dem Zusammenhang

jener Idee mit den theuersten Interessen unsers Lebens einer solchen Beziehung selbst zu den letzteren entbehrt, und somit weder erfreuend noch erhebend auf den Geist einzuwirken vermag. Indem aber auf solche Weise jedes innige Interesse an der Menschen erreichbaren Erkenntniss aufgehoben wird, wird damit zugleich jeder tiefere Ernst und Gehalt des Strebens nach derselben aufgehoben, und es bleibt für das unruhige Bedürfniss des Geistes eben kein Ziel, als das Unerreichbare übrig.

Wie kann aber das Unerreichbare für den Erkenntnisstrieb Ziel eines positiven Strebens seyn, wenn es sich diesem als ein Unerreichbares mit solcher Entschiedenheit darstellt, wie das überall bei den ausser dem Bereich unsers Erkennens liegenden Objecten der Fall ist. Was ausserhalb dieses Bereiches liegt, ist eben nur im allgemeinen Begriff eines erweiterten Erkennens für uns vorhanden. Es gibt daher eine Sehnsucht, ein lebendiges Verlangen, dass es dem menschlichen Geist vergönnt seyn möchte, die Gränzen seiner Erkenntniss zu überfliegen; es gibt ein Verachten und Vernichten des innerhalb dieser Gränzen Liegenden; es gibt ein leidenschaftliches Anstürmen; aber es gibt kein positives Hinausstreben über dieselben, das sich nicht an sich selbst in ein Nichts auflöste. Der regste Trieb nach Erkenntniss um ihrer selbst, wenn auch nicht um ihres erhabnen Werthes in ihrer Beziehung zu den höchsten Interessen des Daseyns willen, wird dabei immer am wenigsten in Gefahr seyn, sich in den Banden eines solchen Irrthums zu verstricken; nicht darum allein, weil er innerhalb der Begränzung selbst Stoff, genügende Befriedigung und Abschluss seines Strebens findet: sondern weil er, durch sich selbst diese zu suchen angetrieben, überall auf ein Wesentliches gestellt ist; wesswegen denn auch auf Faust's Streben nach Erkenntniss um ihrer selbst willen — wobei an

ihren höchsten Werth, vermöge welchem sie als die Führerin des Lebens erscheint, und alle Interessen und Bestrebungen desselben läutert und veredelt, auf keine entschiedene Weise zu denken ist — kein so bedeutendes Gewicht gelegt werden kann.

Vielleicht werden Sie sagen, in Betreff des Strebens nach einem höheren Maass von Erkenntniss, als dem Menschen sonst zu erreichen gegönnt ist, trete im Faust die Magie vermittelnd ein; und eben hier spreche sich Faust's Drang nach Erkenntniss am entschiedensten aus. Allein weit entfernt Ihre Einwendung gelten zu lassen, finde ich gerade in den Scenen, welche hierher gehören, und in der Art, wie sich Faust bei der Verbindung mit einem Wesen von mehr als menschlichen Kräften benimmt, den schlagendsten Beweiss für meine Ansicht. Zwar sagt er gleich zu Anfang selbst:

— Ich habe mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniss würde kund,
Dass ich nicht mehr mit saurem Schweiss
Zu sagen brauche, was ich nicht weiss.
Dass ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkungskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen:

allein damit ist noch keineswegs die Erkenntniss, als Erkenntniss, abgesehen selbst von den höheren Beziehungen, an welche sie sich zu knüpfen, und welche sie zu verfolgen vermag, als unmittelbarer und letzter Zweck seines Entschlusses dargethan. Etwas Anderes, als ein solches Streben ist es, was noch in der nämlichen Scene sich kund gibt. Als der beschworne Geist Faust's stolz aufschwellendes, kühn ausgesprochenes Selbstgefühl —

Ich bin's, bin Faust, bin deines Gleichen

— — — — — — — — — —

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir —

mit den Worten zu Boden schlägt:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

da ist es nicht die zertrümmerte Hoffnung, in die innersten Geheimnisse der Natur einzudringen, sondern tief verletzter Hochmuth, was den Zurückgestossenen niederwirft.

Nicht dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

Diese Kränkung ist es, mindestens zunächst, die ihn antreibt, nach der Phiole mit dem braunen Saft zu greifen, und deren Erinnerung in der wildesten Gährung seines Unmuths sich als Veranlassung der letzteren am entscheidensten hervordrängt.

Ich habe mich zu hoch gebläht,
In deinen Rang gehör' ich nur,
Der grosse Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschliesst sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir eckelt lange ver allem Wissen.
Lass in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen etc. etc.

Wenn Faust hier seinem neuen Bundesgenossen auch einen weit tieferen Rang anweist, als jenem, nach dessen Bündniss er zuerst strebte: so verheisst, die wenn gleich verderbte, doch höhere geistige Natur desselben, seinem Wissenstrieb für jeden Fall eine erhöhte Befriedigung, welche auch die alte Sage wirklich zu einer Bedingung des mit Mephistopheles geschlossenen Vertrages macht *).

*) Ueber diese vergl. Dr. Carl Rosenkranz Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Halle, bei Anton und Gelbke. 1830.

Eine solche Bedingung aber fand keine Stelle in einem Gedichte, das in der vollkommensten Gliederung darstellt, wie das Streben nach Erkenntniss, wie jedes andere menschliche Streben, sich selbst vernichtet, wenn es, von eigensüchtigen Antrieben gestachelt, verachtet und zerstört, was die von der Natur selbst gestellte Bedingung seiner Befriedigung ist. Denn da, wo das Streben nach Erkenntniss und Wissen, wie bei Faust, der Träger eigensüchtiger Zwecke, titanischen Hochmuthes und unersättlicher Genussgier ist: da wendet sich der gährende Unmuth, wenn er in der Erreichung jener Zwecke sich gehemmt, und in seinen Erwartungen sich betrogen sieht — wie die Leidenschaft in solchen Fällen immer den Unwillen zunächst gegen das unzugängliche in den Mitteln ihrer Befriedigung kehrt — mit wilder Heftigkeit und feindseliger Zerstörungslust gegen die Schranken, welche er nicht zu durchbrechen vermag, und sucht das Gefühl seiner Schwäche durch übermüthige Verachtung und freche Verläumdung der Natur zu rächen. Die Erkenntniss aber kommt bei solchem Verfahren nur noch als Mittel jener eigensüchtigen Zwecke in Berechnung; und was dabei noch den Schein eines positiven Strebens behält, ist in der That nicht mehr als Schein; bald Selbsttäuschung des aufgeregten Unmuths über seine wahren Zwecke: bald Nachklang des früheren dem uneigennützigen Drang nach Erkenntniss angehörenden Ernstes.

Nur unter diesen Gesichtspunkt fällt auf der von Faust erreichten Stufe des Zerstörungsprocesses, den er an sich vorgenommen hat, was uns bei ihm als Drang nach Erkenntniss der Natur entgegentritt. Es findet nämlich ein Unterschied statt, zwischen dem Streben nach solcher Erkenntniss innerhalb der Beschränkung, als nach einem Erreichbaren, seines selbstständigen Werthes wegen, der auch dann noch, wenn er sich nicht, wie oben

angedeutet ward, an die höchsten Interessen des Forschens und des Daseyns überhaupt knüpft, gross genug bleibt, um den Forscher anzuregen, zu erheben und zu erfreuen: und zwischen jenem stürmischen Begehren nach einem Unerreichbaren, und nur in einem allgemeinen Begriffe Vorhandenen. Jenes gewährt dem Forscher ein lebendiges Gefühl seiner Kraft, und darum, in der Beschränkung selbst, eine genügende, wenn gleich unvollkommne Befriedigung: bei diesem ist jedes innige und wahrhafte Hinstreben zur Natur unmöglich, weil es die Kraft verachtet und bekämpft, durch welche es sich ihr nähern soll, und mit dem Vertrauen auf dieselbe jede Hoffnung der Befriedigung von selbst aufhebt. Wie rührend daher auch die Liebe zur Natur als Nachklang einer früheren Zeit, gleich in der ersten Scene —

> Und fragst du noch, warum dein Herz
> Sich bang' in deinem Busen klemmt etc.
>
> — — — — — — — — —
>
> Flieh! Auf hinaus In's weite Land!

oder die tief aufgeregte Sehnsucht, aus dem Gewühl wirrer und erdrückender Zweifel an den Busen der heitern Natur zu flüchten, in der herrlichen Stelle —

> Doch lass uns dieser Stunde schönes Gut
> Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
> Betrachte wie in Abendsonnengluth etc.

sich bei ihm auch ausspricht: weder ihre Grösse und Erhabenheit, noch ihr Reitz und ihre Anmuth, vermögen seinen Sinn und sein Gemüth stark genug zu ergreifen, und einen vorhaltenden Eindruck darauf hervorzubringen; denn sie finden in Beiden nichts mehr, womit sie sich für die Dauer verbinden könnten.

Auf noch bestimmtere Weise tritt die eigenthümliche Natur von Faust's Zerfallenheit über die Beschränkung des menschlichen Geistes hervor, wenn wir seine Stellung

zum sittlichen Erkennen in's Auge fassen. Der menschliche Geist kann sich keine höheren Fragen vorlegen, als jene über seine moralische Bestimmung, über den Zusammenhang seines gegenwärtigen Lebens mit einem künftigen, und über das Daseyn einer moralischen Weltordnung; ihnen wendet der tiefere Denker, als dem höchsten und würdigsten Ziel seiner Anstrengungen, überall zuerst und zuletzt die grösste Kraft seines Vermögens zu, wie die kaum geborne Philosophie zuerst an ihnen die noch ungeübten Kräfte versuchte. Der Schmerz über die Unmöglichkeit ihrer genügenden Lösung, wenn er noch keine befriedigende Versöhnung gefunden hat, ist vielleicht der tiefste und erhabenste, welcher in der Brust des Menschen Raum findet; und welcher andere Schmerz sollte auch tiefer seyn, als jener, der dem Leben keine feste Grundlage übrig lässt, und ihm allen Zusammenhang, wie alle Bedeutung nimmt.

Der menschliche Geist kann über die Unmöglichkeit über jene Fragen durch sich selbst zu einem befriedigenden Abschluss zu gelangen, zerfallen; er kann, wo der ungestüme Drang nach einer hier ihm unerreichbaren Gewissheit des Wissens den Glauben von sich weist, und zu gleicher Zeit mit einer ihn noch überwiegenden Sinnlichkeit collidirt, das Daseyn einer moralischen Weltregierung sich abläugnen, und die Gränzen seines endlichen Daseyns willkürlich zu den Marken seines Wünschens, Wirkens und Strebens machen: aber er kann, wenn er jene Fragen irgend einmal mit tieferem Ernste ergriffen hat, sie nie wieder verläugnen; und wenn er in leidenschaftlichem Unmuth seine Beschränkung anklagt, wird er die Anklage jederzeit zuerst und am heftigsten von diesem Puncte aus erheben. Nie aber hat Faust's Streben nach Erkenntniss jene Fragen mit der rechten Tiefe des Ernstes ergriffen. Das Resultat könnte, wie ich eben be-

merkt habe, das nämliche seyn, und er könnte mit der nämlichen Entschlossenheit, wie er es wirklich thut, sagen —

> Das Jenseits kann mich wenig kümmern,
> Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
> Die andre mag darnach entstehn.
> Aus dieser Erde quellen meine Freuden,
> Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
> Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
> Dann mag, was will und kann geschehn,
> Davon will ich nichts weiter hören,
> Ob man auch künftig hasst und liebt,
> Und ob es auch in jenen Sphären
> Ein Oben oder Unten gibt —:

aber immer würde die Empörung über die Schranken des menschlichen Geistes mit der grössten Stärke sich nach jener Seite hin wenden, von welcher her sie demselben bei seinem Streben nach dem höchsten Ziel alles Erkennens am schmerzlichsten fühlbar geworden wären. Was bei Faust an jenes höhere Streben seines Erkenntnisstriebes erinnert, seine Rührung bei der Weihe des Ostermorgens und bei der Rückkehr vom Spaziergange, ist, wie er selbst sagt, Nachklang einer früheren Zeit, und geht unter im verwirrenden Gewühl der Zweifel, und in der wiederkehrenden Aufregung des Grollens. Nur an Eine Wahrnehmung hat er sich bei Betrachtung der sittlichen Natur des Menschen festgeklammert, an die des Zerwürfnisses derselben mit der sinnlichen; welche Wahrnehmung, wenn sie, wie bei Faust, aus einem durch die im Beobachter selbst überwiegende Sinnlichkeit bestimmten Gesichtspunkte aufgegriffen wird, den Ernst des Strebens nach sittlicher Erkenntniss jederzeit von selbst aufhebt: weil, indem sie von vorne herein Dasjenige herabsetzt, von dessen Kraft und Werth die Ueberzeugung durch

jenes Streben gewonnen werden soll, dieses selbst ihr jetzt weiter so wichtig nicht mehr seyn kann.

Auch über die Beschränkung seiner sinnlichen Natur kann der Mensch mit sich selbst zerfallen; und diese Richtung seines Strebens, die ich oben mit einem allgemeineren Ausdruck als Streben nach äusseren Lebenszwecken, im Gegensatz zu den sittlichen Zwecken, bezeichnet habe, ist es, die mir noch näher in's Auge zu fassen übrig bleibt.

Schon Friedrich Wähner, gewiss Einer von den gediegensten Kritikern Deutschlands, hat bemerkt, dass keineswegs der Drang das Unfassbare zu erfassen, in Faust der einzige Hebel seiner chaotischen Gährung sey. „Das sinnliche Princip", sagt er, „ist in Faust von allem Anfang so übermächtig, als das geistige. Er stürzt sich nicht erst in Folge seines schwankenlosen Erkenntnisstriebes in alle Taumel des Genusses: er trägt vielmehr die tiefwühlenden Stacheln desselben (des Dranges nach Genuss) ursprünglich in der tobenden Brust; denn nachdem er damit angefangen, die Unzulänglichkeit seines Wissens bitter, aber auch in Vergleichung mit Andern hochmüthig zu beklagen, fügt er abspringend, aber doch in einem Athem hinzu:

> Auch hab' ich weder Geld noch Gut,
> Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
> Es möchte kein Hund so länger leben.

Und gleich darauf entwickelt er seinen Zustand vollständig also:

> Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen;
> Die eine hält in derber Liebeslust
> Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefildeu hoher Ahnen.

„Nach dem deutlichen Sinn dieser Stellen", fährt Friedrich Wähner fort, „fühlt sich Faust gleich von

vorne herein, durch die reichste, grossmüthigste Ausstattung der Natur in einer unbegränzten Sympathie mit dem All der Kräfte und Genüsse, und geht ihr zufolge darauf aus, getrieben von den Furien des obern und des untern Begehrens, das Ganze, das Pandämonium der Welt, in seine erobernde Gewalt zu bringen *).»

Erlauben Sie mir hierüber zuerst eine Bemerkung im Allgemeinen.

Es gibt Naturen, und grösstentheils sind es die reichsten und am grossmüthigsten ausgestatteten, in welchen — um dem angeführten Kunstrichter einen Ausdruck abzuborgen — eine so unbegränzte Sympathie zu dem All der Genüsse liegt, dass ihr ganzes Wesen in dem Streben nach Genuss rein aufgeht. Eine so unbedingte Tendenz zum Genuss würde ihnen, den Bedingungen des wirklichen Lebens gegenüber, keine andere, als eine phantastische Existenz gestatten, oder, um es mit einem andern Ausdruck zu sagen, ihre Entwicklung würde eine unmögliche seyn, wenn hier nicht zwei Dinge vermittelnd und ausgleichend einträten: einmal, dass, wie sie immer und überall geniessen wollen, und verlangen, dass ihnen Alles zum Genusse werde, sie bei der reichen Ausstattung, die ihnen zu Theil geworden, und bei einem höheren Masse geistiger Empfänglichkeit, Vielseitigkeit und Gewandtheit, den Genuss in Allem zu finden, und sich ihn überall zu schaffen wissen; nicht in Gegenständen sinnlichen Begehrens allein, sondern auch in geistiger und praktischer Thätigkeit: wobei sie denn freilich die ihrer Genussgier zusagende Seite eines solchen Strebens zunächst, und meistens allein im Auge behalten; dann, dass, wenn es dem Menschen nicht möglich ist, auch

*) In der Anzeige von Schubarths: Zur Beurtheilung Goethe's. Wiener Jahrbücher der Literatur. XVIII. Band.

nur den tausendsten Theil der bei seiner Beschränkung erreichbaren Erkenntniss in seine Macht zu bringen, es ihm unter günstigen Bedingungen wohl erlaubt ist, Alles, was das Leben dem Drang nach Genuss zu bieten vermag, mindestens bis auf einen gewissen Grad zu erschöpfen. Bis auf den Grad dieser Möglichkeit bedürfen denn aber jene Naturen, deren eigentlichstes Lebensprincip der Drang nach Genuss in der bezeichneten Potenz ist, die Gunst der Umstände auch wirklich, wenn sie sich glücklich entwickeln, und im Leben sich gefallen sollen: da sie für jede Anstrengung den reichen, nahen, und sicheren Lohn, und von jedem Vergnügen die üppigste Blüthe verlangen; immer im vollen Strome schwimmen wollen; und im Augenblick der Sättigung und der erschöpften Kraft zum Geniessen, stets nach einer frischen Anregung, und nach einem gesteigerten, oder wechselndem Reitze verlangen. Wenn bei einem minder heftigen, und minder unbedingtem Drang nach Lebensgenuss durch die Freude an einem partiellen Glück eine sich selbst beschränkende Befriedigung herbeigeführt, und die diese oft durch die vorhergegangene Entbehrung selbst vermittelt wird: so ist bei jener höchsten Potenz der Genussgier an eine solche Ausgleichung durchaus nicht zu denken. Hier streut jede Entbehrung, jede Beschränkung, jede versagte Gunst des Glückes unverwüstliche Keime des Zerwürfnisses mit dem Leben, und des inneren Grolles aus, dessen Empörung fort und fort anwächst, und mit jeder andern Veranlassung zum Unmuth sich verschwistert: während die ungestümme Gierde nach Genuss immer mächtiger anschwillt, bis sie zuletzt jenen Grad erreicht, auf welchem sie, so zu sagen, sich selbst wieder vernichtet, indem sie in Allem, was sie erreichen, oder was ihr geboten werden kann, weiter keine Befriedigung zu finden vermag.

Wenn Sie einen Blick auf die alte Sage werfen: so wird der Unterschied zwischen dem Faust derselben, und jenem des Dichters in der fraglichen Beziehung vollkommen klar werden. Der Faust der Sage hat noch Leidenschaften, und er weis recht gut, wofür er sich dem Teufel verschrieben hat. Vier und zwanzig Jahre muss ihm dieser zu Diensten sein, und jede seiner Leidenschaften, jede Laune seines Uebermuthes befriedigen. Er muss ihm Geld schaffen, Speisen herbeibringen, und Witze machen helfen, womit er besonders die junge Welt amüsirt. Prächtige Gärten, Musik, wilde Thiere zaubert er um sich herum. Die schöne Helena von Griechenland wird sein Weib, und er zeugt mit ihr einen Sohn, Justus Faust, einen Succubus. Der Teufel muss vor seinem Wagen her das Strassenpflaster aufreissen, und hinter demselben es augenblicklich wieder herstellen etc. etc. Mit einem Worte, in dem Faust der Sage findet sich das Streben nach Genuss mit der unbedingtesten Bestimmtheit ausgesprochen: indem er sich selbst aufopfert, um durch die Verbindung mit einem mächtigeren Wesen eine Zeitlang jede Begierde mit schrankenloser Willkür ersättigen zu können.

Anders ist es mit dem Faust des Gedichtes. Bei ihm hat das unbefriedigt gebliebene Verlangen nach Genuss sich zwar ebenfalls zur heftigsten Gierde gesteigert: aber indem er seinen Unmuth darüber auch hier gegen die menschliche Natur, als durch ihre Beschränkung jedes befriedigenden Grusses unfähig, gewendet hat, hat er, die Möglichkeit jeder Befriedigung läugnend, diese von vorne herein aufgehoben. Weniger materiell in seinem Streben nach Genuss, und umfassenderen Geistes, als der Faust der Sage, will er die höchsten geistigen und sinnlichen Genüsse, und alle Widersprüche, in welchen Lust und Schmerz sich begegnen, in Eines zusammen-

fassen; und sieht sich dadurch wie durch den unbedingten Groll gegen jede Beschränkung, mit seinem Drang nach Genuss in's Unbestimmte getrieben. Er hat keine Leidenschaften, denn er hat für diese keine bestimmten Objecte mehr; er hat, wie die erschöpfte Kraft der Genussgier, nur noch den Drang einer immerwährenden heftigen Aufregung übrig; und weis bei seiner Verbindung mit Mephistopheles sich für jene Gierde nichts zu bedingen, als einen fortwährenden Taumel, der eben die wahre Verneinung alles Genusses ist.

Du hörest ja, von Freud ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichen Genuss,
Verliebten Hass, erquickendem Verdruss.
Mein Busen der von dem Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinem Schmerzen künftig sich verschliessen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem inneren Selbst geniessen.
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch so zerscheitern.

Lassen sie mich nun, was ich bisher über Faust's Charakter und Gemüthslage bemerkt habe, in wenige Worte zusammenfassen.

Hochmuth und Genussgier sind die beiden Pole seines Wesens, und beide erzeugen nothwendig die Keime einer unheilbaren Entzweiung in ihm: dieser, indem er an die Schranken der menschlichen Erkenntnisskraft; jene, indem sie an die Schranken einer dürftigen und niedrigen Lage stösst. Mit wildem Ungestümm, mit feindseliger Verachtung wendet sich sein Unmuth gegen die menschliche Natur, und sein Groll findet allein noch darin Erleichterung, sie herabzuziehen, und in den Staub zu treten; der unseligste Irrthum, in welchen der

Mensch fallen kann: indem ihm in dem Begriff von der Würde innerer Natur zugleich die Idee einer sittlichen Weltregierung, in dieser aber jede sichere Bedeutung des Lebens, jeder freudige Muth zu wirken und zu schaffen, zu geniessen und zu leiden untergeht, und sich ihm Alles in eine reine Verneinung auflöst. Mit dieser fürchterlichen Leere eines allgemeinen Verneinens steht Faust da, ohne jedes Ziel eines kräftigen Strebens, indem, was die verachtete Kraft erreichen kann, kaum ein solches genannt werden mag: während die auf's Höchste gesteigerte Gierde nach Genuss sich, wie sein Streben nach Erkenntniss, überschlägt, und nur noch im wildesten Taumel sich betäuben kann. Nichts bleibt ihm übrig als der leidenschaftliche Groll seines Zerwürfnisses, der fortwährend in ihm wächst, weil er, nachdem er alles für ihn Erreichbare vernichtet hat, mit wilder Hast nach einem Unerreichbaren verlangt, und sich dabei immer auf's neue in das Gefühl seiner Ohnmacht zurückgeworfen sieht. Auf dem höchsten Punkt dieser inneren Gährung zerreisst er zuletzt mit übermüthigem Hohn jedes Band, welches ihn noch an die Menschheit knüpft, und vernichtet mit der höchsten Willkür der Empörung sein moralisches Dasein, nachdem er Alles vernichtet hat, wodurch dieses, als ein solches, bedingt wird.

Dritter Brief.

Es war mir sehr erfreulich, verehrter Freund, aus Ihrem Schreiben zu ersehen, dass Sie meiner Ansicht über Faust's Charakter und Gemüthslage beistimmen, und ebenfalls der Meinung sind, dass man bei Betrachtung derselben den Accent nicht auf sein Streben, als ein positives, sondern vielmehr auf die entschiedenste Vernichtung jedes positiven Strebens; nicht auf die Bejahung, sondern auf das unbedingte Hinstreben zur Verneinung, legen müsse: und dass der Schöpfung des Dichters, die man so oft ein Riesenwerk genannt hat, diese Benennung nicht wegen Darstellung einer titanischen, über die Gränzen der Menschheit hinausstrebenden Kraft — über welche hinaus weder die strebende Kraft, noch die Darstellung einen festen Boden haben können: sondern wegen des Umfangs und der Tiefe der Darstellung des Zerstörens und Vernichtens von Allem, innerhalb jener Gränzen selbst Liegenden, zukomme. Noch erfreulicher war es mir in der Aeusserung: „Sie glaubten nur in solcher Ansicht einen festen Gesichtspunct für die Auffassung des Gedichtes, als eines organischen Ganzen im Allgemeinen, und insbesondere für die zweite Hälfte desselben zu finden.“ Sie im vorhinein mit mir auf einem und demselben Wege zu treffen. Ich bin in der That gespannt darauf, ob wir uns beide hier so vollständig zusammenfinden, wie ich es nach jener Andeutung Ihres Schreibens

mit Recht voraussetzen darf. Ihr Nächstes wird mich darüber hinreichend belehren. Inzwischen will ich fortfahren, Ihnen meine Ansicht von dem Organismus des ganzen Gedichtes, und zunächst in's Besondere von der zweiten Hälfte desselben, so kurz darzulegen, als es mir möglich seyn wird.

Vergönnen Sie mir dabei noch einmahl auf die bereits in meinem letzten Schreiben erwähnte Anzeige in den Wiener Jahrbüchern zurückzukommen.

„Später," — in der zweiten Hälfte des Gedichtes nämlich — sagt der achtenswerthe Kunstrichter, welcher in jenen Blättern sich ausspricht, „wo das Verneinen, wegen des freien Spielraumes in der Sphäre des Zaubers mehr und mehr dem Bejahen Platz machen sollte, wird Faust matter, tritt überhaupt zu viel zurück, verloren in den Gegenständen um ihn und für ihn. Er sollte in den neuen wunderbaren Verhältnissen, so scheint es, durch die Gewähr eines ausserordentlichen Einflusses, Knoten auf Knoten schürzen und lösen, und in einer zaubertollen Welt die Ausschweifungen einer sich selbst überstürzenden Kraft an dem künstlich gesponnenem Faden der Poesie zugleich abentheuerlich und natürlich, phantastisch und wahr darstellen; so dass man selbst aus den wildesten Zerrbildern auf die Gestalt des Inneren zurück schliessen könnte. Vielleicht mangelte dem Dichter zu diesem Behufe die nöthige Bekanntschaft mit den Labyrinthen metaphysischer, religiöser und sittlicher Nachforschungen, oder ihm widerstand bei seinem Hange zum Geraden und Einfachen eine so problematische Durchführung, zu der eine Art poetischer Casuistik gehört."

Ich lasse den Werth beider letzterer Vermuthungen des geschätzten Kunstrichters dahin gestellt seyn; Sie könnten leicht beide das Wahre treffen. Gewiss

ist es, dass die von ihm angedeutete Behandlung eine der Sage durchaus entsprechende ist. Hier schürzt sich Knoten auf Knoten; hier drängt sich Leidenschaft auf Leidenschaft; und eine abentheuerliche Ausschweifung folgt in einer zaubertollen Welt auf die andere. Aber der Faust des Gedichtes ist nicht der Faust der Sage. Dieser hat noch Leidenschaften: nicht so jener; dieser hat sich dem Teufel verschrieben, um schrankenlos jede ausschweifende Begierde, jeden abentheuerlichen Einfall des Uebermuths zu befriedigen: jener hofft von seiner Verbindung mit Mephistopheles nichts für die Erweiterung der Schranken, die ihm so verhasst sind; in diesem ist, wenn er auch alles Ergriffene wieder wegwirft, oder fahren lässt in seiner Unersättlichkeit, Alles ein positives Begehren: in jenem strebt Alles der Verneinung zu.

Auch unter diesen Umständen konnte der Dichter der Sage folgen, und dabei jene Behandlungsweise wählen, von welcher oben die Rede war; denn um die Begierde der Leidenschaft aufs neue zu wecken, und Faust in den wildesten Strudel derselben hineinzureissen, genügten Mephistopheles Zweck und Einfluss als Teufel, wenn der blosse Trank aus der Hexenküche dazu nicht hinreichend war. Wenn jedoch der Dichter auf jene Weise verfuhr, und dabei seinem Werke die psychologische Consequenz, und jene innere Nothwendigkeit nicht fehlen sollten, die keinem ächten Kunstwerk fehlen dürfen: so blieb ihm nichts übrig, als das Verneinen, das er bereits in der ersten Hälfte seines Gedichtes auf die höchste Spitze getrieben hatte, jetzt in einer fortlaufenden Reihe von Scenen mit immer gesteigerter Leidenschaftlichkeit bis zur endlichen Katastrophe sich wiederholen zu lassen. Was aber Goethe sehr richtig über Byron's Manfred bemerkt hatte, „dass die

Gluth einer gränzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig werde," *) begegnete dann ihm selbst bei seinem Gedichte; und dieses konnte uns dann mit keinem tragischen, sondern nur mit einem höchst widerlichem Eindruck erfüllen. Und um so weniger aber vermochte das Gefühl des Lesers eine solche Darstellung zu ertragen, da einerseits dasjenige, was ich dem tragischen Schmerz des Lebens genannt habe, und was den Grundzug von Faust's Zerfallenheit ausmacht, darum, weil es bei diesem durch die Leidenschaftlichkeit seiner Natur zur Abnormität und zur stechendsten Pein wird, an sich selbst keine Chimäre ist, und daher in der Brust jedes Lesers die tiefsten Anklänge hervorruft: andrerseits aber der in Letzterem aufgeregte Schmerz, so wie der Dichter sein Werk angelegt hatte, durch keine Hindeutnng auf dasjenige, was denselben zu versöhnen vermag, gemildert werden konnte.

Dennoch war die Verneinung durch die erste Hälfte des Gedichtes ein für die zweite Hälfte desselben unbedingt Gegebenes. Wenn der Dichter sie in dieser nicht weiter treiben konnte, als er sie in jener getrieben hatte, und wenn das Gefühl des Lesers einen gesteigerten, oder selbst den auf der gleichen Höhe sich haltenden Ausdruck ihrer Leidenschaftlichkeit nicht weiter zu ertragen vermochte: so lief jener Gefahr mit seinem Werke dann auf einer andern Seite zu scheitern. Entkleidet von jenem täuschendem Anschein von Kraft, welcher die Gährung der Leidenschaft ihr verleiht, ist die Verneinung jederzeit unpoetisch; sie ist Abspannung, Schwäche, Unkraft; das Element der Poesie ist aber überall ein Bejahendes und Schaffendes. Um poetisch brauchbar zu seyn, musste also die Verneinung selbst scheinbar bejahend

*) Kunst und Alterthum. B. 2. Heft 2.

werden, was sie nur als selbtbewusstes Streben zu vernichten und zu zerstören werden konnte; und so war denn die Aufgabe auf keine andere Art zu lösen, als wie der Genius des Dichters in der Schöpfung seines Mephistopheles sie wirklich gelöset hat.

Man ist es nicht müde geworden, diese genialste Schöpfung des Dichters zu bewundern, und fast hat man hier Recht gehabt, des Bewunderns nicht müde zu werden. Wie Schubarth dieselbe aufgefasst, der in seiner Schrift: zur Beurtheilung Göthe's, davon sagt: „Mephistopheles stelle lauter von der Menschennatur verschiedene Elemente dar, die dazu beitragen können, auf die Erhaltung der reinen Natur des Menschen, auf eine Erhebung desselben über sich selbst hinzuwirken, wofern der Mensch durch eigene Anmasslichkeit die rechte Stellung zu diesen Elementen seinerseits nur nicht verschiebe,“ mögen Sie in gedachter Schrift, so wie in den Vorlesungen über Faust, selbst nachlesen. Am besten charakterisirt sich Mephistopheles selbst. Er ist

der Geist, der stets verneint —

eben dadurch aber ist er der entschiedenste Gegensatz Gottes, welcher die vollkommenste Bejahung ist, und der Feind des menschlichen Geschlechtes: da im Menschen, wenn er nicht die Ordnung der Natur verkehrt, und die Bande, welche ihn an sie knüpfen, nicht gewaltsam zerreisst, Alles der Bejahung zustrebt. Auch dadurch spricht er seine absolut böse Natur aus, dass er sich selbst als einen Theil der Kraft bezeichnet,

der stets das Böse will.

Er verneint nicht nur Alles, was gut, gross, erhaben und göttlich ist: er will immer und überall den Gegensatz desselben; sein Verneinen ist ein selbstbe-

wusstes, mit der unbedingten Tendenz zum Bösen, das er allein will, und woran er allein seine Freude hat.

Durch beide Züge hat der Dichter die teuflische Natur des Mephistopheles scharf und sicher bezeichnet, und scharf und sicher muss man beide im Auge behalten, wenn man an diesem nicht irre werden soll. Man hat das nicht immer gethan, und über den Humor des Mephistopheles, und seine allerdings sehr vernünftigen Reflexionen, mehr als billig den Teufel vergessen, der, an und für sich selbst eine sehr markirte Figur, als solcher im Gedichte eine eben so markirte Rolle zu spielen hat; nicht gerechnet, dass jener Humor selbst erst durch die teuflische Natur des Mephistopheles sein rechtes Relief erhält. Denn will man auch dem schon mehrmals erwähntem Kunstrichter zugeben, was man gerade nicht zuzugeben braucht, dass ein Teufel, der mit der ganzen Bosheit und Macht der Hölle gerüstet auftrete, für die Zwecke der Poesie geradezu unbrauchbar, und für diese „nur derjenige Teufel der wahre Lucifer sey, der seine Gewalt über die Natur einzig in Nothfällen, und auch da bloss zu den durchgedachtesten Absichten brauche; den Menschen aber unter dem Scheine eines wohlwollenden, rathgebenden Hausgenossen nur bis auf den Punkt nahe, von welchem er sie nachher desto sicherer seine Strasse führe:" so lässt sich, wenn man das Teuflische seiner Natur allein in die Bosheit und Tücke setzt, welche er bei seinem Verfahren entwickelt, in der That nicht absehen, warum Alles, was Mephistopheles thut und sagt, ein menschlicher, gott- und weltverachtender Teufel nicht eben so gut, als dieser sollte thun und sagen können. Lustig und — sonderbar zugleich, wäre es, wenn Sie mir, indem ich es einerseits missbillige, dass man im Teufel den Teufel übersehen hat, und andererseits Mephistopheles als den Repräsentanten von

Faust's Gemüthslage erklärt habe, den Vorwurf machten, dass ich Letzteren mit dem Ersteren identificire; denn wie weit der Mensch das Vernichten und Verneinen auch treibe: er kann es nie mit Selbstbewusstseyn zu seinem letzten Zweck machen, und nie darüber zum wirklichen Teufel werden.

Auch über die Art, wie er Faust seine Strasse
— — sacht zu führen
denkt, spricht Mephistopheles selbst sich weit besser aus, als alle seine Commentatoren:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Lass nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab ich dich schon unbedingt.
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben,
Der Erde Freuden überspringt!
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit;
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn:
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müsste doch zu Grunde gehn.

Um ihn unbedingt zu haben, braucht er gerade nicht mehr zu thun, als ihn durch Wüstheit und flache Unbedeutenheit fortzuschleppen. Denn, wenn wir den Glauben an das Göttliche in uns, und den Entschluss es in uns zu pflegen, von uns geworfen; wenn wir die Achtung für die menschliche Natur, und mit dieser die Achtung für uns selbst aufgegeben haben: so bedarf es, um unsere Entwürdigung und Zerfallen-

heit unheilbar zu machen, nicht mehr als das Unbedeutende und Gemeine; weil dieses uns zu keinem kräftigen Aufschwung unserer Natur mehr gelangen lässt, und durch seine Nichtswürdigkeit selbst uns fesselt und festhält: indem gerade nur diese die Verachtung rechtfertigt, welcher der grollende Unmuth uns in die Arme getrieben hat. Wie entschieden und beharrlich wir nämlich an dem Göttlichen in uns auch freveln, und wie entschlossen wir in wilder Leidenschaftlichkeit den Glauben daran auch von uns zurückstossen: wir können ihn nie gänzlich in uns vertilgen, und die Anerkennung der Würde der menschlichen Natur nie gänzlich von uns weisen. Jeder positive Versuch dieser Art kann nur scheinbar für den Augenblick der Aufregung gelingen, und wirft uns in einen peinlichen Streit, der sich mit jedem wiederholten Versuch immer peinlicher in uns erneuert. Nur dann endet dieser Kampf, wenn wir ihn gänzlich aufgegeben, und, weil nicht unser ganzes Daseyn in eine vollkommene Verneinung sich auflösen kann, dem Niedrigen und Gemeinen uns zugewendet haben, oder vielmehr daran kleben geblieben sind.

Darum ist es von dieser Seite her, dass Faust's Zurücktreten und Matterwerden selbst in der zweiten Hälfte des Gedichtes so bedeutend wird für die Darstellung seiner Gemüthslage; und von dieser Seite her fällt auf letztere das Licht vom Humor des Mephistopheles. Nur dieser kann, bei seiner klar ausgesprochenen Tendenz zum Bösen, an der Verachtung der menschlichen Natur ein entschiedenes Wohlgefallen finden, und nur bei ihm kann sich diese Verachtung zum Humor gestalten, der überall eine vollkommene Entschiedenheit der Empfindung oder der Gesinnung voraussetzt. Nur er kann in dieser Verachtung sich ganz, und mit sich einig fühlen; bei ihm ist Kraft und Kraftgefühl, was bei Faust Unkraft und Ab-

spannung ist, wenn die leidenschaftliche Gährung vorüber ist, oder sich erschöpft hat. Diesem ist nichts geblieben, als eine gänzliche Leere seines Innern, die durch das Wohlgefallen am Schlechten, Niedrigen und Gemeinen nicht ausgefüllt werden kann. Zum stätigen, selbstbewussten Wohlgefallen an diesem, muss man eben so gut ganz Teufel zeyn, als zum stätigen Wohlgefallen an absoluter Bosheit.

Was das zweite Stratagem des Mephistopheles betrifft —

Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben —

so weis ich kaum, ob ich es so nennen soll. Wenn es ein infernalisches Stratagem ist: so ist es das nur, indem jener diese Unersättlichkeit in Faust immer auf's neue reitzt, ohne sie jemals zu befriedigen. Indem Faust

der Erde Freuden überspringt,

und alles verachtet, was sie seiner Genussgier bieten können, ist ihm die Qual der Unersättlichkeit als eine stätige und unvermeidliche gegeben: so das Mephistopheles ganz richtig von ihm sagt:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müsste doch zu Grunde geh'n.

Nur in der Liebe zu Gretchen tritt das Begehren, als ein bestimmtes und entschiedenes hervor. Ich kann hier der Ansicht Wähners durchaus nicht beipflichten, der, nachdem er angedeutet, wie Faust, nach dem von ihm gewählten Ausdruck, „getrieben von den Furien des obern und untern Begehrens, das Ganze, das Pandämonium der Welt in seine erobernde Gewalt zu bringen suche," fortfährt: „Den schlagendsten Beweis liefert Faust's Leidenschaft für Gretchen, über welcher

er sich und das frühere speculative Streben so gut wie vergisst, indem seine Natur mehr praktisch zum Durchbruch kommt, und in der unbeschränkten Hingebung an ein einzelnes theures Wesen, die Umfassung des Ganzen so zu sagen bildlich ausdrückt; denn was verähnlicht besser die vollkommene Gemeinschaft mit dem Inbegriff aller Dinge, als das völlige Aufgehen in demselben, als der Bund der Liebe."

Diese Ansicht lässt, wie es dem Kunstrichter selbst nicht entgangen, für Faust's Liebe zu Gretchen durchaus keine andere Deutung, als eine symbolische übrig, und wenn man die ganze Dichtung in gewissem Sinne gleich recht wohl eine symbolische nennen kann: so ist jene Deutung hier doch gewiss eine grundlose und verkehrte. Denn zugegeben, der Bund der Liebe — und gewiss einer anderen, als die Faust's zu Gretchen ist, — die unbeschränkte Hingebung an ein einzelnes theures Wesen, versinnliche besser, als irgend etwas Anderes, die vollkommene Gemeinschaft mit dem Inbegriff aller Dinge: wo ist in Faust's Leidenschaft für Gretchen ein solches unbeschränktes Hingeben, ein solcher Alles lösender und versöhnender Bund der Liebe? Und wäre das: so wäre darin ja eben die Befriedigung gefunden, und Faust hätte dabei nur Ursache zu bereuen, sich den Teufel für etwas verschrieben zu haben, was er — für jeden Fall weit wohlfeileren Kaufes haben konnte.

Die rechte Deutung von Faust's Liebe zu Gretchen, kann glaub' ich nur in dem Reflex gesucht werden, welchen sie auf seine Gemüthslage wirft.

Ich mag dabei nicht so viel Gewicht auf den Umstand mit dem Zaubertrank in der Hexenküche legen, wie Andere gethan haben; und für die gegenwärtige Frage glaub' ich ist er ziemlich gleichgültig. Auch ohne Zaubertrank konnten der Verlauf jener Liebe, so wie

ihre Katastrophe, gerade die nämlichen seyn, wie sie es wirklich sind. Ich sehe darin nichts, als einen Kunstgriff der Hölle, welche das Opfer, das sich ihr hingab, durch diesem unbekannte und unberechenbare Kräfte und Einwirkungen, also in der That als ein willenloses verstrickt, und indem sie es verdirbt, es zugleich zu einem Spiel ihrer trugvollen Arglist macht.

— Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe. —

Dass Faust's Liebe dadurch über eine gewöhnliche Verführungsgeschichte herausgehoben, und für die Darstellung der Gemüthslage desselben bedeutender wurde, war ein Gewinn, der dem Dichter, ausser jener wichtigeren Andeutung, als ein für die letzteren Zwecke nicht zu verschmähender, noch nebenher zufiel.

Immer aber wird bei der Liebe zu Gretchen die Darlegung von Faust's Gemüthslage die Hauptsache bleiben, und man darf sagen, dass die Letztere dadurch vollendet werde. Denn in ihr zeigt sich die ganze Macht der Hölle, und die ganze Gewalt, mit welcher sie ihr Opfer festhält. Wie tief der Mensch auch mit sich selbst zerfallen sey: er kann immer wieder zur Versöhnung zurückkehren, und sich immer wieder aufrichten, so lang ihm Kraft genug übrig geblieben ist, das Göttliche in sich zu ergreifen, und sich daran erheben zu wollen. Diese Kraft verliert er gänzlich nur dann, wenn er allen Glauben daran mit hochmüthiger Verachtung von sich geworfen, und mit frevelndem Uebermuth in sich vertilgt hat. Dann ist ihm zu jedem Aufschwung der Fittich gebrochen; immer lässt er das im augenblicklichen Drang sich zu erheben Ergriffene wieder fahren, und rechnet immer aufs neue seine Schwäche der menschlichen Natur an: bis ihm in solchen fruchtlosen Zuckungen endlich der

letzte Rest von Kraft in der Ohnmacht gänzlicher Vertrauungslosigkeit untergegangen, und damit der Sieg der Hölle ohne Hoffnung irgend einer Rettung vollendet ist.

Die Liebe zu Gretchen ist eben ein solches fruchtloses Auflodern seiner bessern Natur, das hell in die tiefe Nacht seiner Versunkenheit hineinleuchtet.

In ihrem ersten Entstehen ist sie blos gemeinsinnliche Lüsternheit —

> Hör', du musst mir die Dirne schaffen —

und die Art, wie Faust sie äussert zeigt, dass die sittliche Liebe ihm unbekannt geblieben, oder die vorhaltende Empfänglichkeit dafür im wilden Drang einer in's Unbestimmte hinausschweifenden Genussgier ihm verloren gegangen ist. Gretchens liebliche Unschuld, ihre innige, zärtliche Hingebung wecken in seiner Brust die Flamme einer besseren Empfindung: aber wie hell und leuchtend sie auch emporschlage, sie vermag sein Inneres mit keinem erneuerten Lebenshauch zu durchdringen. Trotz aller Wallungen behält das Sinnliche die Oberhand über die sittliche Regung, und die Kunst mit welcher der Dichter diesen Streit abgewogen, verdient wohl eine eben so grosse Bewunderung, als irgend eine andere Seite seines Werkes. Als Mittelpunkt dieses Kampfes zwischen Licht und Finsterniss dürfen jener tief ergreifende Monolog:

> Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
> Worum ich bat —

und die darauf folgende Scene bezeichnet werden; weil vorzüglich in diesen das fruchtlose Aufstreben der besseren Natur sich ausspricht:

> O dass dem Menschen nichts Vollkommenes wird
> Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
> Die mich den Göttern nah' und näher bringt
> Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
> Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech

Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach seinem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zum Genuss
Und im Genuss verschmacht ich nach Begierde.

So vermehrt seine Liebe selbst die Zerrissenheit seines Innern. Wie mächtig auch die bessere Empfindung in ihm sich rege: die irdische Wallung behält das Uebergewicht. Er kann der Geliebten durch jene nicht ganz angehören; von dieser sich nicht losreissen.

Was ist die Himmelsfreud in ihren Armen?
Lass mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehaus'te
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh'?

Er fühlt ein tiefes Widerstreben, Gretchen in den Kreis seiner eignen Verdammniss hinein zu ziehen, und weiss dennoch im Drang des inneren Aufruhrs kein anderes Mittel, diesen zu enden, zu keinen anderm ist ihm die Kraft geblieben, als sein Opfer so schnell als möglich in's Verderben zu ziehen.

Sie, ihren Frieden musst ich untergraben!
Du Hölle musstest dieses Opfer haben!
Hilf Teufel mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muss geschehn, mags gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen,
Und sie mit mir zu Grunde geh'n.

Aus der Willenslosigkeit dieser Ohnmacht spinnt die Hölle einen dreifachen Mord; wie sie denn immer ihre stärksten Fäden nicht an den Kampf der Leidenschaft selbst: sondern an die aus ihm hervorgehende Erschöpfung anknüpft.

Was den Menschen über den Wogen des Zerwürfnisses mit sich selbst und mit dem Leben zu erhalten ver-

mag, oder, wenn er in sie versunken ist, es ihm möglich macht, sich wieder zu erheben, Liebe, Freundschaft, Streben nach Ehre, Ruhm und Wissen, haben diese Kraft nur dadurch, dass er sich ihnen ganz hingibt. Denn nur so vermögen sie seinem Verlangen zu genügen, und sein ganzes Inneres auszufüllen. Ganz aber kann er sich ihnen nur dann hingeben, wenn er sie an die höchste Idee des Lebens, an die eines Zusammenhanges seines gegenwärtigen Daseyns mit einem künftigen knüpft: weil nur diese den Mangel vollkommner Befriedigung in der Gegenwart ausgleicht, indem sie eine solche ihm in der Zukunft verheisst. Wenn er daher die schöne Welt des Glaubens und des Vertrauens in seiner Brust zerstört: so verfällt er unrettbar den Geistern der Entzweiung, und jeder Versuch sich dieser zu entreissen, jedes Aufstreben seiner besseren Kraft, macht den Riss dann nur noch tiefer, und bringt ihn der gänzlichen Erschöpfung letzterer nur noch näher, da es sich nothwendig als ein unzulängliches ausweist: indem er sich an Demjenigen nicht erheben kann, was er nicht mehr mit der Hingebung des Vertrauens zu ergreifen vermag. So auch bei Faust; und in diesem Sinn darf mit Recht gesagt werden, dass die Darstellung seines Zustandes durch die Liebe zu Gretchen vollendet werde.

Vierter Brief.

Etwas unerwartet, ich gesteh' es Ihnen, verehrter Freund, ist mir der Vorwurf gekommen, ich habe bei Auffassung des Gedichtes, welches den Gegenstand unsrer Unterhaltung ausmacht, zu ausschliessend den psychologischen und ethischen Gesichtspunkt in's Auge gefasst. Dass Sie nicht von einem theologischen Gesichtspunkt reden, wie Einer von den Beurtheilern meiner Schrift. Ueber das tragische Interesse: dafür bleib' ich Ihnen insbesondere verbunden. Aber welchen anderen Gesichtspunkt hätte ich bei diesem, und gerade bei diesem Gedicht, in's Auge fassen sollen, als den psychologischen und ethischen? Der poetische Werth desselben ist oft genug besprochen worden. Und lässt dieser sich richtig würdigen, ohne dass man die ganze Composition zunächst aus jenen Gesichtspunkten betrachtet habe, und darüber mit sich in's Reine gekommen sey.

Wenn ein poetisches, wie jedes andere Kunstwerk, nur durch die innere Nothwendigkeit aller seiner Theile für ein gelungenes gelten kann: so wird, wo immer die Darstellung Empfindungen und Gesinnungen zum Vorwurf hat, auch jederzeit zunächst von ihrer innern Wahrheit und Begründung die Frage seyn müssen; um so mehr, weil nur auf solche Weise ihre Beziehung zu den äusseren Bedingungen ihrer Erscheinung richtig aufgefasst werden mag. Findet nun jene Frage bei jeder poetischen Production ihre Anwendung — und selbst von dem schildern-

den und dem didaktischen Gedicht im engeren Sinn wird man sagen dürfen, dass auch in ihnen ein nothwendiger Zusammenhang zwischen der Eigenthümlichkeit der Darstellung und des Darstellers in Betrachtung komme: so wird dieses doch bei der dramatischen Poesie ganz vorzüglich der Fall seyn, wo alles aus der freien Thätigkeit innerer Kraft hervorgehen soll; am meisten aber bei einem dramatischen Gedicht, wie Faust, das ganz auf eine bestimmte Gemüthslage und Geistesrichtung basirt ist. Dass man durch Berücksichtigung jener Frage ein Gedicht nicht zum psychologischen Rechenexempel, und durch die Berücksichtigung des ethischen Gesichtspunktes, die Poesie, ihr wahres Wesen verkennend, nicht zur Handlangerin der Moral mache, glaube ich gegen Sie nicht insbesondere bemerken zu dürfen: da Sie nicht zu Denjenigen gehören, die der Poesie das Vorrecht, Alles nach Willkür so nebelhaft als möglich zu gestalten, vor jedem anderen retten zu müssen glauben.

Was aber die ethische Ansicht in's Besondere betrifft, so ist es nicht darum nothwendig, sie fest im Auge zu behalten, um Empfindungen, Gesinnungen und Handlungen in einem Gedichte nach irgend einem kleinlichen moralischen Massstabe zu taxiren; sondern damit diese nach ihrer wahren Bedeutung und Eigenthümlichkeit mit hinreichender Klarheit und Bestimmtheit in's Licht treten mögen. Wenn das Leben im Ganzen nur in der Idee einer sittlichen Weltordnung seinen Abschluss findet: so ist die Poesie, wo sie immer ihren Vorwurf aus dem Leben nimmt, dadurch auf das entschiedenste angewiesen, die Beziehung zu jener Idee festzuhalten; und wenn jene Idee selbst das Resultat der sittlichen Natur des Menschen ist: so bedarf es wohl keines Beweises, das Empfindungen, Gesinnungen und Handlungen, als der Letzteren entsprechend oder widersprechend, nur durch die Berück-

nichtigung dieser, und der höchsten Idee des Lebens selbst, ihre volle Klarheit erhalten können. Am meisten aber wird dieses bei einem Gedichte der Fall seyn, welches eben die Darstellung des höchsten Zerwürfnisses mit jener Idee zum Vorwurfe hat.

Doch genug darüber, wenn Sie mich nicht missverstehen wollen; und zuviel, wenn Sie das vielleicht vorsätzlich wollten. Ich wende mich zu einer anderen Aeusserung Ihres Schreibens.

Sie geben zu, dass aus dem angezeigten Gesichtspunkte der erste Theil des Gedichtes als ein, in allen seinen Theilen durch ihre innere Nothwendigkeit übereinstimmendes und abgeschlossenes Ganzes erscheine; und lassen Sie mich immer noch hinzusetzen: als ein solches erscheint er selbst im Sinn der alten Sage. Denn wenn diese damit schliesst, dass der Teufel Faust von seinem Zimmer wegholt, und sein Gehirn an die Wände verspritzt: so dürfen Sie das letzte:

— — — Her zu mir!

des Mephistopheles immerhin für die Andeutung eines solchen Abschlusses, und somit, da die Poesie das Grässliche, wie der griechische Künstler es that, überall mildern soll, für einen genügenden Abschluss selbst gelten lassen.

„Und dennoch hat der Dichter selbst sein Werk ein Fragment genannt."

Daran hat er sehr gut gethan. Es ist ein Fragment. Zum Fragment macht es der Prolog im Himmel.

Schubarth behauptet, dieser Prolog gehöre zu dem Erhabendsten, was die deutsche Poesie besitze. Dem lässt sich nicht widersprechen; obwohl die Kunst, mit welcher der Dichter in demselben die Würde Gottes der bösartigen Frivolität des Teufels gegenüber aufrecht zu erhalten, und mit wie geringem Aufwande er dieses zu leisten wusste, mir noch mehr der höchsten Bewunderung

werth scheint, als jene Erhabenheit. Gegen die Erhabenheit dieses Prologs, wie gesagt, lässt sich nichts einwenden; aber dagegen lässt sich etwas einwenden, wenn der achtbare Verfasser der Vorlesungen über Faust sagt: „der Dichter habe uns hier einen Blick in die Haushaltung des Himmels und der Erde bereitet; es sey eine Art Gerichtstag, wo Rechenschaft abgelegt, und Musterung gehalten werde, ob noch Alles sich in seiner anerschaffenen Ordnung befinde."

Von einer solchen Musterung kann hier wohl keine Rede seyn. Jene Ordnung ist an sich selbst eine ewige und unveränderliche: denn sie ist das Werk Gottes. Auch drückt der Gesang der drei Erzengel eben den Preis der unveränderlichen Dauer der Werke Gottes aus. Von hoher Wichtigkeit ist darin die Andeutung, wie Gott nach unbegreiflichen Rathschlüssen auch in der Natur das scheinbar Verderbliche zu einer Kette der tiefsten Wirkungen gemacht habe.

Doch das nebenher. Aber nun „der Blick in die Haushaltung des Himmels." Von einem Blick in die Haushaltung des Himmels kann, denk ich, überhaupt nur in so ferne die Rede seyn, als diese sich im Zusammenhange der Lebenserscheinungen auf Erden offenbart. Hier berechtigt uns nun allerdings Alles zu dem Glauben, dass eine sittliche Weltregierung dieses ganze Gewebe von Irrthum und Schmerz, welches Jeden von uns von der Wiege bis zum Grabe umstrickt, dazu gebrauche, uns nach ihren Zwecken auf eine uns unbegreifliche Weise zur Klarheit zu führen. Das ist denn auch in Beziehung auf Faust auf das Bestimmteste ausgesprochen:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
Weiss doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Dass Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

In so weit liesse sich der Blick in die Haushaltung des Himmels allerdings rechtfertigen. Aber wie offenbart sich nun diese Haushaltung des Himmels an Faust auf Erden? Der Teufel bietet Gott eine Wette an, dass er Faust sicher noch verlieren solle, wenn er ihm die Erlaubniss gebe, denselben seine Strasse zu führen.

Nun gut, es sey dir überlassen!
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen musst:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst.

Dass Gott den Faust dem Teufel überlässt, um ihn seinen Weg zu führen — kann, an sich selbst, die Vernunft zu keinem Widerspruch empören: denn seine Weisheit konnte die härteste Versuchung als ein Mittel gebrauchen, den Irrenden zur Klarheit zu lenken. Auch ist das in den Versen angedeutet:

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reitzt und wirkt, und muss als Teufel schaffen;

und Mephistopheles selbst bezeichnet sich als einen Theil

— — von jener Kraft,
Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft —

womit die Ohnmacht des bösen Princip's der höchsten Allmacht und Weisheit gegenüber auf das entschiedenste ausgesprochen ist. Bald, spricht der Herr, werd' ich ihn zur Klarheit führen. Auch vor diesem Bald, wenn Sie es sich nicht anders, als ein jenseits des Erdenlebens liegendes Einst denken wollen, verstummt die forschende Vernunft: aber auch die Poesie findet in diesem Einst ihre Gränze; hier mindestens, wo Alles, was sie wagen könnte, als Nothwendiges aus einem bestimmt

Gegebenen hervorgehen müsste. Inzwischen ist, so weit der erste Theil reicht, der beste Anschein vorhanden, dass der Teufel seine Wette gewinnen werde, und er ist seiner Sache so gewiss, dass er sich zum vorhinein die Erlaubniss ausbittet, nach dem Siege aus voller Brust ein Triumphlied anstimmen zu dürfen.

Zwei Stücke, werther Freund, werden Sie mir dabei gerne oder ungerne zugeben müssen; einmal: dass die Würde Gottes auf eine empörende Weise blossgestellt ist, wenn der Teufel trotz jenes:

Und steh' beschämt etc.

die Wette gegen ihn gewinnt; und dann: dass Gewinnen und Verlieren innerhalb der Gränzen dieses Erdenlebens sich entscheiden müsse, indem jene Wette ausdrücklich auf dieses, und auf diess, allein gestellt ist.

Auch noch aus einem andern Grunde musste die Entscheidung hier unzweideutig gegeben, oder die im Prolog enthaltene Andeutung derselben, um sie zu ersetzen, bei ihrem vollen Ansehn erhalten werden.

Was ich in meinem ersten Briefe den tragischen Schmerz des Lebens genannt habe, ist ein wahrer Schmerz, kein eingebildeter oder erträumter. Wir alle sind seiner Macht unterworfen, weil die Schranken unsrer intellectuellen, wie unsrer sittlichen Kraft, für Jedem vorhanden sind, in Jedem das Gefühl dieser Beschränkung sich zum peinlichem steigern kann, und das Unglück zu Jedem sich eine offene Strasse zu bahnen weiss. Wenn wir daher diesen Schmerz gleich nicht selbst empfunden haben, oder empfinden, weil wir entweder zu flach dazu sind, oder weil er uns bisher verschont hat, oder weil wir glücklich genug sind, Dasjenige zu besitzen, was allein ihn zu versöhnen vermag: so können wir doch nicht umhin, ihn überall, wo er uns in der äusseren Erscheinung an Anderen begegnet, als wahr anzuerkennen; und unser Gemüth

wird nur um so tiefer davon ergriffen, je tiefere Anklänge er in unsrer eignen Brust findet.

Es gibt nämlich nur Eines, was den Schmerz, von welcher Art er immer sey, versöhnen kann, die Ueberzeugung von seiner Zweckmässigkeit. Er hört dadurch auf ein Uebel zu seyn, und wird zur wirklichen Quelle des Guten. Nie vermag er uns bei einem angemessnem Grad von Lebendigkeit jener Ueberzeugung mit dem Leben zu entzweien, und immer wird er ohne dieselbe unvermeidlich zu dieser Entzweiung uns hindrängen.

Wenn die Schuld wirklich der Uebel grösstes ist: so liegt in ihr auch der Keim des höchsten Schmerzes und der tiefsten Entzweiung. Wie man auch immer über die menschliche Freiheit denke: auch der entschiedenste Indeterminismus vermag den mächtigen Einfluss der äusseren Umstände auf unser sittliches Erkennen, und durch dieses auf unser sittliches Handeln nicht zu läugnen.

Unter Räubern aufgewachsen,

sagt Jaromir,

Grossgezogen unter Räubern,
Früh schon Zeuge ihrer Thaten,
Unbekannt mit milderm Beispiel,
Mit dem Vorrecht des Besitzes,
Mit der Menschheit süssen Pflichten,
Mit der Lehre Lebenshauch,
Mit der Sitte heil'gem Brauch;
Wirst du wohl den Räuberssohn
Wirst, Gerechter ihn verdammen
Menschenähnlich, schroff und hart,
Wenn er selbst ein Räuber ward?
Ihn verdammen, wenn er übte
Was Die thaten, die er liebte,
Und an seines Vaters Hand
Dem Verbrechen sich verband.
Weisst du doch, wie beim Erwachen
Aus der Kindheit langem Schlummer,

Er mit Schrecken sich empfand;
Seinem schwarzen Loose fluchte,
Zweifelnd einen Ausweg suchte,
Suchte, Himmel! und nicht fand. etc.

Gerade der besonnene Psycholog aber, der dem Einfluss der äusseren Umstände am sorgfältigsten nachgeforscht, und am meisten geprüft und zergliedert hat, ist am wenigsten in Gefahr hier auf einen Abweg zu gerathen: denn eben er lernt am sichersten erkennen, wie die Idee des sittlich Guten nicht nur als eine unbedingte bestehe: sondern wie sie sich mit unbedingter Nothwendigkeit im Menschen entwickle; wie Alles, was mit ihr im Widerspruche, in sich selbst bestandlos sey, und wie uns in den ewigen und unveränderlichen Gesetzen unsrer sittlichen Natur, die zuverlässige Bürgschaft einer sittlichen Weltregierung gegeben sey. Wo jedoch der Glauben an diese Bürgschaft fehlt, oder nicht fest begründet ist, da wird nicht nur das Verbrechen den grösseren Theil seiner Schuld einer Parteylichkeit der Schicksalsmächte zuwälzen, und das Unglück zu dem hartnäckigsten Groll sich berechtigt glauben: sondern jedes Missverhältniss von Widerstandskraft gegen die Versuchung zur Schuld, wie im Kampf gegen das Unglück, wird, in so fern wir dasselbe als abhängig von der Einwirkung äusserer Umstände betrachten, auch in der Brust des blossen Zusehers jenen feindseligen Groll und jene herben Schmerzen aufregen, welche ohne die zureichenden Gründe jenes Glaubens als gerecht anerkannt werden müssten, und deren nur die flachste Theilnahmslosigkeit und die stumpfsinnigste Duldsamkeit sich entschlagen könnten.

Auf eine empörendere Weise könnte aber jenes Missverhältniss sich nicht gestalten, und herber jener Schmerz uns nicht geboten werden, als wenn Gott sein Geschöpf,

einer Wette zu Folge, dem Teufel überliesse, um es ganz sachte seine Strasse zu führen. Darum gab es hier nur zwei Wege, diesen Anstoss zu beseitigen: entweder das Gedicht musste Fragment bleiben, oder es musste auf eine unsrer Idee von der Gottheit würdige Weise zum Schlusse geführt werden. Im ersteren Falle vermittelte die Idee der Gottheit selbst die Versöhnung. Das:

Und steh' beschämt,

konnte, im Fall das Gedicht Fragment blieb, dann für die befriedigendste Andeutung eines solchen Abschlusses gelten. Das Wie enthielt der Dichter uns dann vor. Wollte er aber sein Gedicht zu einem möglichst befriedigendem Schlusse führen: so war gerade dieses Wie seine Aufgabe, weil er nur in diesem uns die Versöhnung bieten konnte. Er müsste uns zeigen wie der Teufel beschämt wurde, und wie die Macht der besseren Natur in Faust sich bewährte. Der Dichter hatte in den Versen:

Und steh' beschämt, wenn du bekennen musst,
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst,

die Aufgabe selbst so gestellt. Und woraus anders konnte in dem gegenwärtigen Fall in der Poesie die Versöhnung hervorgehen, als woraus allein sie im Leben hervorzugehen vermag, wenn unser Blick auf den Kampf trifft, in welchem dem Menschen bei dem Streben nach seiner sittlichen Bestimmung die Macht des Irrthums und seiner sinnlichen Natur, so wie die Missgunst äusserer Umstände dem Anschein nach fortwährend hemmend entgegen treten; als dadurch: dass wir in diesem Widerstreit selbst die unbedingte und unzerstörbare Kraft des sittlichen Princips, und die Spuren einer höheren Führung gewahr werden; durch welche Wahrnehmung der Glaube an eine sittliche Weltordnung allein begründet und gerechtfertigt wird.

Vom Anfange her waren die Meinungen über die Beendigung des Gedichtes getheilt. Die Einen, zunächst den Prolog im Auge, behaupteten, Faust müsse gerettet werden. Ich glaube Ihnen gezeigt zu haben, dass dieses nicht unbedingt nothwendig war, und dass die bestimmte Hindeutung auf Faust's Rettung im Prolog sowohl zur Versöhnung, als zur Sicherstellung unsrer Idee von der Würde der Gottheit, vollkommen genügte. So hatten denn schon August Wilhelm Schlegel, und mehrere Andere sich dahin ausgesprochen, es liege schon in der Natur des Gedichtes, ein Fragment zu bleiben, und ich selbst hatte in meiner Schrift über das tragische Interesse geäussert, es werde immer ein Bruchstück bleiben, weil das Leben selbst nur ein Bruchstück sey.

Hierin scheint mit Demjenigen, was ich eben erst von einem möglichen Abschluss gesagt habe, ein Widerspruch zu liegen, und ich muss mich darüber mit Ihnen aus einander setzen.

Der mögliche, und durch den Prolog gegebene Abschluss des Gedichtes konnte, wie ich bereits gesagt habe, nur dadurch statt finden, dass gezeigt wurde, wie die Gottheit innerhalb der Schranken dieses Erdenlebens den Menschen ihre Wege, und durch den Irrthum selbst zur Klarheit führe. Indem aber die Schranken, welche seiner geistigen, wie seiner sittlichen Entwicklung im Wege stehen, bis an die äusserste Gränze seines Lebens fortdauern, ist seine Entwicklung, sein Fortschreiten zur Klarheit innerhalb desselben, und somit auch die Darstellung desselben immer nur fragmentarisch. In diesem Sinne, werden Sie sagen, würde jede Darstellung aus dem Leben eine fragmentarische seyn. Ganz recht; nur tritt bei Faust eine besondere Rücksicht ein. Hier ist die Beschränktheit der menschlichen Kraft, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Fragmentarische des Lebens, das Haupt-

thema und der tief verletzende Grundton des ganzen Gedichtes; hier ist, um einen bereits gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, das Verneinen und Zerstören auf die äusserste Spitze getrieben: und wenn die Idee einer höheren Führung an sich selbst allerdings Kraft genug besitzt, um den Schmerz über die Schranken unsers sittlichen Strebens, und über das:

Es irrt der Mensch, so lang er strebt,

zu versöhnen: so konnte sie doch, der höchsten intensiven wie extensiven Zerfallenheit Faust's gegenüber, in der poetischen Gestaltung schwerlich Raum und Nachdruck genug gewinnen, um diese gänzlich aufzuheben, und des Lesers eigne tiefe Aufregung zu beschwichtigen: wesswegen ich eben auch nur von einem möglichst befriedigenden Abschlusse gesprochen habe, und in dem eben bezeichnetem Sinn früher mit Recht sagen durfte, dass das Gedicht seiner inneren Natur nach, immer ein Fragment bleiben würde. Ja ich hatte sogar beständig gewünscht, dass es der Dichter dabei bewenden lassen möchte; denn gewiss war, wenn das Gedicht auch auf die einzig mögliche Weise zu einem Abschluss gebracht wurde, auf welche es dazu gelangen konnte, die bestimmte, an ihrer Stelle unbedingt genügende Andeutung einer endlichen vollkommenen Versöhnung, jeder unvollkommenen Entwicklung und Darstellung der Motive einer solchen bei weitem vorzuziehen.

Noch eine Bemerkung erlauben Sie mir, eh' ich von dem Prolog mich abwende.

Nun gut, es sei dir überlassen!

spricht der Herr zu Mephistopheles,

Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab;
Und steh' beschämt, wenn du gestehen musst:

Ein guter Mensch ist sich in seinem dunklen Drange,
Des rechten Weges wohl bewusst.

Das ist nicht der Faust des Dichters! Wie lässt sich auf diesen der Vers anwenden:

Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab _?

Woran anders vermögen Sie dabei zu denken, als an Gott selbst, und ein Streben nach Gott. Wohl lässt sich in diesem Sinn sagen, dass unser Geist, selbst wenn er irrt, beständig Gott zustrebe, in so fern er nämlich ein Ausfluss der Gottheit ist, und das Göttliche in ihm nie gänzlich untergehen kann: hier aber ist ganz unzweideutig von einem eines solchen Zieles sich bewussten Streben die Rede. Gestehen Sie ein, hier ist ein Widerspruch, der sich nicht wohl lösen lässt.

Vielleicht scheint es Ihnen, dass ich den ganzen Prolog, und die Begriffe von Gott, Teufel etc. ein wenig zu prosaisch aufgefasst habe. Dagegen nun würde ich Ihnen ein für allemal nichts zu antworten haben, als: Es ist die Aufgabe der Poesie, die Begriffe in ein poetisches Gewand zu kleiden, aber es ist ihr nicht erlaubt, willkürlich damit zu schalten.

Fünfter Brief.

Es war recht hübsch von Ihnen, theurer Freund, dass Sie mich über den ersten Theil des Faust ruhig vier Briefe haben schreiben lassen, ohne mich zu fragen, wenn ich wohl endlich zu dem zweiten Theil gelangen würde. Sollte daher der Geist des Uebermuths Sie künftig wieder einmal erfassen, und Sie dann antreiben, mir eine zweite Vorlesung über die Vortrefflichkeit des Nebelhaften in der Poesie zu halten, wie im verflossnem Frühjahr in W— h — s Garten: so will ich Ihnen Ihre in gegenwärtigem Fall erprobte Duldsamkeit zu Gute schreiben, und die zweite Vorlesung gelassener anhören, als mir dieses bei der ersten möglich gewesen. Um aber die belobte Tugend auf der Stelle zu belohnen, denke ich beim zweiten Theil an Kürze einzubringen, was ich beim ersten an Ausführlichkeit vielleicht zu viel gethan habe, und über die vier ersten Acte desselben ganz wegzuspringen.

Ein Wandrer tritt im fünften Akt in einer offnen Gegend am Meere auf, und spricht seine Freude aus, das heimathliche Land und ein greises Paar, Philemon und Baucis, wieder zu sehen, das sich ihm schon in früherer Zeit bei einem Schiffbruch freundlich und hilfreich erwiesen. Er erfährt von jenen, der ganze weite Landstrich, der an ihr kleines Besitzthum gränze, sey in kurzer Zeit dem Meere abgewonnen worden. In Faust nämlich war das Verlangen rege geworden, einen Land-

besitz dem Meere abzuringen, und der Kaiser hatte ihm einen grossen Strich des letzteren geschenkt, um jenen sich zu erschaffen. Er hat einen prächtigen Pallast mit weitläufigen Gärten, und einen neuen Hafen erbaut, in welchem reichbeladne Schiffe anlangen, und ihm die Erzeugnisse fremder Weltgegenden zuführen. Allein das alles kann ihm keine Freude machen; er verlangt nach dem Besitz der morschen Hütte, und der dabei befindlichen Kapelle jenes greisen Paares.

Dir Vielgewandtem muss ich's sagen,
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich,
Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz

— — — — — — — — — —

Des Glöckchens Klang, der Linden Duft,
Umfängt mich wie in Kirch und Gruft.
Des Allgewalt'gen Willens-Kür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephistopheles räth zu einer gewaltsamen Colonisirung der starrsinnigen Alten, und pfeift seinen drei Gewaltigen, Raufebold, Habebald und Haltefest, um diese auszuführen. Es geht dabei nicht so gütlich ab, wie Faust es erwartete. Die beiden Alten fallen von Schrecken entseelt zur Erde; ihr Gast wird kämpfend zu Boden gestreckt; Hütte und Kapelle werden angezündet. Faust flucht der That —

Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub;
Dem unbesonnenen wilden Streich,
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.

Jetzt schleichen vier graue Weiber heran, der Mangel, die Schuld, die Noth und die Sorge. Die drei ersteren entfernen sich wieder, wie sie gekommen sind; sie finden in dem Pallast des Reichen keinen Zutritt: aber

Die Sorge, sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein.

Faust sträubt sich gegen sie —

Dämonen weiss ich wird man schwerlich los,
Das geistig strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend gross,
Ich werde sie nicht anerkennen; —

allein sie haucht ihn an, und er erblindet. Faust scheint jedoch ihren Einfluss wenig zu empfinden, und seine innere Thätigkeit geräth nur in noch lebhaftere Aufregung:

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf ihr Knechte, Mann für Mann!
Lasst glücklich schauen, was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muss sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiss,
Erfolgt der allerschönste Preis;
Dass sich das grösste Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Inzwischen graben die Lemuren im Vorhof des Pallastes ein Grab. Faust tritt, an den Thürpfosten tastend, aus dem Pallaste.

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!

— — — — — — — — — — — —

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errung'ne;
Den faulen Pfuhl auch abzuzieh'n
Das letzte wär' das Höchsterrung'ne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.

Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neuesten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.

— — — — — — — — — — — —

Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu steh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergeh'n.
Im Vorgefühl von solchem höchsten Glück,
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Sie erinnern sich bei diesen Versen gewiss an jene im ersten Theile:

Werd' ich zum Augenblicke sagen!
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag steh'n, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei.

Die Stunde ist gekommen. Faust sinkt zurück, die Lemuren fassen ihn auf, und legen ihn auf den Boden.

In dem zunächst folgenden Versen vernehmen Sie einige jener tiefen Anklänge, durch welche das Genie mit dem scheinbar geringsten Aufwande seine ergreifendsten Wunder thut.

Mephistopheles.

— — — — — — — — — —

Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis liegt hier im Sand.
Die Uhr steht still —

Chor.

Steht still! sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephistopheles.
Er fällt, es ist vollbracht.
Chor.
Es ist vorbei.

Lassen Sie mich jetzt einmal zurückblicken.

Dass der Dichter in diesem fünften Akt darauf bedacht war, die zweite Hälfte seines Werkes an die erste zu schliessen, und sie mit derselben in Uebereinstimmung zu bringen, nachdem er dieses vier Akte hindurch, so gut wie gänzlich, ausser Acht gelassen hatte, ist offenbar. Ein sehr glücklicher Zug ist das eigensinnige Verlangen nach dem dürftigen Besitzthum seiner Nachbarn, das ihm jede Freude an dem eignen, gränzenlosen Besitz verdirbt. Auch im Folgenden ist manche kräftige Andeutung von Faust's Gemüthslage enthalten:

Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen,

spricht er, als ihn die Sorge zuerst umwittert,

Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Mensch zu seyn.

Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun ist die Welt von solchem Spuck so voll,
Dass Niemand weiss, wie er ihn meiden soll.

Sie können fragen, was die Sorge, und eben die Sorge hier zu bedeuten habe. Wer besorgt ist, ist doch um irgend etwas besorgt? Um was ist es nun Faust? Auf diese Fragen liesse sich immer noch eine Antwort finden, und die Einführung dieser allegorischen Person zur Noth sich rechtfertigen. Der Mensch ist bei keinem Streben verloren: so lang er in sich selbst nicht unsicher geworden ist. Dass er dieses bei jedem vom rechten Wege abweichenden Streben zuletzt werden muss, gibt, nebenher gesagt, für diesem psychologisch unbestreitbar rich-

tigen Satz den ethischen Gesichtspunkt. Dem Dichter war es darum zu thun, jenes in sich selbst Unsicher-werden, oder vielmehr Faust's Widerstreben dagegen anzudeuten, und kaum bot sich ihm für Beide eine zweckmässigere Personification, wenn er doch schon eine solche gebrauchen wollte. Mit einem einzigen meisterhaften Zuge weiss er den ersten dieser Zwecke zu erreichen. Bald jedoch ist Faust wieder ganz er selbst.

Ich bin nun durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, liess ich fahren,
Was mir entwischte, liess ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst gross und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.
Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt lässt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spucken geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Noch einmal flammt die Gierde, Glück und Qual innerhalb der Gränzen dieses Erdenlebens zu suchen, in dem erblindeten Greise auf.

Ihn sättigt keine Lust, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;
Den letzten schlechten leeren Augenblick
Der Arme wünscht ihn festzuhalten.

Im gemeinsamen Wirken mit Anderen, und im Schaffen für Andere scheint ihm die immer fruchtlos ersehnte

Befriedigung zu winken: da schlägt die Stunde, die Uhr steht still, der Zeiger fällt; — es ist vorbei!

Wie das Gedicht bereits im ersten Theil nach seinem innern Zusammenhange als geschlossen erscheint — es schreitet in dieser Hinsicht, in der Darstellung von Faust's Gemüthslage im zweiten Theile durchaus nicht weiter —: so könnte es mit Faust's Tode auch nach aussenhin als geschlossen erscheinen, wenn — der bekannte Prolog nicht wäre. Ich glaube Ihnen hinreichend gezeigt zu haben, dass nur eine einzige mit diesem übereinstimmende Lösung der Aufgabe möglich war. Der Dichter hat eine andere Lösung gewählt, und musste dabei nothwendig mit seinem eignen Werk in einen Widerspruch gerathen.

Auf Faust's Tod folgt die Grablegung. Der Höllenrachen öffnet sich. Mephistopheles beschwört die Dick- und Dürrteufel, um Faust's Seele in Empfang zu nehmen.

> Der Körper liegt, und will der Geist entfliehen
> Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel; —
> Doch leider hat man jetzt so viele Mittel
> Dem Teufel Seelen zu entzieh'n.
> Auf altem Wege stösst man an,
> Auf neuem sind wir nicht empfohlen;
> Sonst hätt' ich es allein gethan
> Jetzt muss ich Helfershelfer holen.

Es begreift sich, wie der Dichter dazu kam, die ganze Scene humoristisch zu halten. Ob er sie, trotz der Anlage des Ganzen, gerade so halten musste, ist eine andre Frage. Dass hier nicht der Ort war, die poetischen Schrecken der Hölle im Sinn der Sage zu entfalten, liegt am Tage; allein es gab wohl einen Mittelweg; wenn er z. B. die Sache mit einigen wenigen Versen, im Sinn der beiden ersteren von den angeführten abmachte. Etwas muss der geschlossene Pact doch bedeuten. Sie meinen viel-

leicht: dieser solle eben nicht zu viel Bedeutung erhalten, und der Sage nur eben ihr Recht widerfahren. Aber dazu hat der Prolog und die endliche Verklärung einen viel zu bestimmt ausgesprochenen Charakter; und wenn Beide nichts, oder doch nicht viel bedeuten sollen: wofür sind sie denn überhaupt da?

Während Mephistopheles seine Dick- und Dürrteufel aufruft, die flatternde Psyche Faust's wegzuhaschen, bricht von oben eine Glorie herein, und erscheint die himmlische Heerschaar; die Engel nehmen, Rosen streuend —

> Blüthen die seligen,
> Flammen die fröhlichen,
> Liebe verbreiten sie,
> Wonne bereiten sie,
> Herz, wie es mag.
> Worte die wahren,
> Äther im Klaren
> Ewigen Schaaren
> Überall Tag! —

den ganzen Raum ein: so dass Mephistopheles, der sich mit den Rosen herumschlägt, in's Proscenium gedrängt wird. Er benimmt sich bei der ganzen Scene, wie man es von ihm wohl erwarten, und es ihm anstehen mag; aber von einigen, das gemeine Gelüst, die absurde Liebschaft betreffenden Versen, z. B.

> Sie wenden sich etc.

wünscht wohl jeder Verehrer des grossen Dichters, so gut wie ich, dass er sie gestrichen haben möchte.

Die Engel entführen zuletzt Faustens Unsterbliches; und man erblickt Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde, und die heiligen Anachoreten, Gebirgauf vertheilt, gelagert zwischen Klüften; den ***Pater Exstaticus*** auf- und abschwebend; den ***Pater Profundus;*** den ***Pater Seraphicus,***

der einen Chor seliger Knaben in sich aufnimmt etc. Die Engel erscheinen in der höhern Athmosphäre. Endlich erscheint die Mutter Gottes. Die *Magna Peccatrix, Mulier Samaritana*, und die *Maria Aegyptiaca* flehen zu dieser:

Gönn' auch dieser guten Seele
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, dass sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

Gretchen, als Büsserin, fleht, während die seligen Knaben in Kreisbewegung sich nähernd, singen:

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren —

zur *Mater gloriosa:*

Vergönne mir ihn zu belehren,

und diese erwiedert:

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.

Der *Chorus mysticus* endlich schliesst das Ganze:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniss;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniss
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan. —

Was sagen Sie nun, werther Freund, zu dieser Entwicklung des Ganzen? Der Weg führt nicht, wie der Dichter es angekündiget hatte,

> Vom Himmel durch die Welt zur Hölle:

sondern an der Hölle vorbei, schnurgerade zum Himmel. Dagegen liesse sich, dem:

> Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
> So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;

gegenüber, nichts einwenden, als das Missliche für den Dichter, den Schauplatz über die Gränze des Erdenlebens hinaus zu verlegen; eine Schwierigkeit, die der grosse Dichter, als solcher, jedoch zu besiegen weiss. Nur wird, was ich bereits in meinem vorigen Schreiben angedeutet habe, auch was er uns dort zeigt, eine innere Nothwendigkeit haben, und, wo sich eine solche Darstellung an das Irdische anschliesst, als ein Nothwendiges aus einem bestimmt Gegebenen hervorgehen müssen. Und können Sie behaupten, dass dieses der Fall sey? Mephistopheles hat seine Aufgabe gelöst. Er hat wirklich diesen Geist innerhalb der Gränzen des Erdenlebens, und auf dieses war die Aufgabe ausdrücklich gestellt, von seinem Urquell abgezogen, und braucht vor dem Herrn des Himmels eben nicht beschämt da zu stehen. Wenn Sie aber einwenden wollten: der Dichter habe auf die gränzenlose Erbarmung Gottes hindeuten, und durch diese die Versöhnung vermitteln wollen: so musste auch für diese Lösung ein bestimmter Grund vorhanden seyn. Dieser Grund konnte nur die Rückkehr zu Gott seyn. Weisst aber Faust nicht auch jetzt jeden Gedanken an die Zukunft von sich?

> Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
> Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
> Sich über Wolken seines Gleichen dichtet.

Wenn der Dichter in's Gebiet der Theologie hinüber streifte: so musste er nicht auf diese Weise ihren Ansichten, und ich darf hier wohl sagen, auch nicht den Ansichten der blossen Vernunft entgegen treten. Wenn die von ihm gewählte Versöhnung hier gute Geltung haben

soll: wollen Sie mir nicht sagen, warum man Calderon's Andacht zum Kreutze, und des nämlichen Dichters Fegfeuer des heiligen Patrik; in ihrer grossartigen Consequenz so übel verrufen, und bei diesen Compositionen so leidenschaftlich über crassen Katholicismus Zeter gerufen hat?

Vielleicht werden Sie sagen — denn zur wohlverdienten Strafe für Ihre Vorlesung in W — h — s Garten über das Nebelhafte in der Poesie, stelle ich Sie mir in diesem Augenblick als einen jener hyperpoetischen Kritiker vor, welche die von Ihnen damals in Scherz entwickelte Theorie, im ganzen Ernst zu der ihrigen gemacht zu haben scheinen — vielleicht also werden Sie sagen: dieser zweite Theil des Faust sei eine gar „köstliche Gabe" und „sie, sei eine bewunderungswürdige Composition von der höchsten Tiefe und Klarheit": nur müsse man „den zarten Blumenstaub nicht davon wegwischen;" man müsse „den magischen Farbenglanz der Libelle im Sonnenschein der Poesie, nicht im dunkeln Schatten der Prosa beschauen;" man müsse „nicht Alles mit Händen greifen wollen: sondern das Ganze in poetischer Anschauung, und mit ahnungsvollem Gemüthe in sich aufnehmen; denn die romantische Poesie sei eine Andeutung des Göttlichen und Unendlichen, als eines prosaisch Unerfassbaren, u. s. w." Sollten Sie nun so sagen, werther Freund! — und es wird nicht an Leuten fehlen, die so sagen werden, die deuteln und auf die possirlichste Weise ihren Witz anstrengen werden, um uns, trotz unsren gesunden Augen, zu zeigen, wie das Unzusammenhängende wohl verknüpft und verbunden, das jeder festen Grundlage Ermangelnde, fest und sicher begründet; wie dabei Alles ganz besonders tief und klar, und wie köstlich und herrlich Alles sey: — so hätte ich darauf nur eine Antwort: dass nämlich die wahre Poesie, ohne darum jemals aufzuhören, Poesie zu

seyn, überall feste Gestalten bilde; dass sie allen ihren Schöpfungen eine feste Grundlage, und Allem eine sichere nnd eben darum klare Beziehung zu den ewigen Ideen des Menschlichen und Göttlichen gebe; dass sie selbst dann, wem sie nur andeute, was nicht der Verstand, nur das ahnende Gemüth erfassen kann, jene Beziehung nicht aufgebe; vor allem Andern aber, dass sie nirgends mit sich selbst in Widerspruch gerathe, und nirgends ihr eigenes Werk zerstöre. Ich würde mich zuversichtlich auf die grössten Dichter aller Zeiten, und zunächst auf die besten Werke Göthe's selbst berufen. Ich würde jene Ansicht auch dann noch fest vertheidigen, wenn Sie mich fragten: „ob ich denn die köstliche Goldader von Humor und Ironie nicht gewahr geworden, welche das Ganze durchziehe?" Ich würde dagegen antworten, dass ich eine solche Ader echt aristophanischer Laune in dem Fragment: Faust am Kaiserhofe, und die erfreulichsten Blitze derselben in dem Naturphilosophen W a g n e r, der den Menschen in seinem Laboratorio construirt, und in dem Homunculus, der in der ganzen Welt herumflattert um zu entstehen; im Seismos und den Sphinxen etc. allerdings gewahr geworden: dass aber eben der Humor die schlimmste Seite des Ganzen sey, weil er überall durchaus zerstörend erscheint. Der wahre Humor aber zerstört nirgends; bey dem Schein unbedingter Willkür gibt es nichts Positiveres, als eben ihn: da er seiner Natur nach tief im Ernst wurzelt. Das zeigt jedes Werk des grössten Humoristen aller Zeiten, des Aristophanes: da jedes vom ersten bis zum letzten Vers die Beziehung zu seiner Grundidee streng festhält, wenn irgend eine Dichtung das jemals gethan hat. Welche solche Grundidee wollen Sie mir aber im zweiten Theil des Faust nachweisen? Hier seh ich nichts als die reine Willkür, die das Geschaffene in ein Nichts auflöst.

Ich bin absichtlich über die vier ersten Akte weggegangen. „Knoten schürzt sich hier freilich auf Knoten in einer zaubertollen Welt:" aber wo „lassen diese Zerrbilder auf die Gestalt von Faust's Innern zurückschliessen?" Ich bewundre die sinnreiche Art, auf welche der Dichter im dritten Akt die griechische Helena eingeführt, und dieses durch die Sage und das Puppenspiel gegebene Motiv benützt hat. Nur kann ich diese Bewunderung nicht auch auf den Schluss dieses Aktes, und auf die wunderlichen Bockssprünge des Euphorion ausdehnen. Wenn Einer von den Beurtheilern des Gedichts in diesem eine Personification der aus der Verbindung des Klassischen mit dem Romantischen entsprungenen Poesie, und ein französisches Journal eine Hindeutung auf Byron findet: so kann man des Ersteren Ansicht gelten lassen; wenn er aber nicht umhin kann, die Erfindung und Ausführung dieser Opernscene als höchst geistreich und ergötzlich zu preisen: so erinnert er, wenigstens in Beziehung auf Euphorion, an das Creditiv, welches der Dichter selbst im vierten Akt den drei Gewaltigen, Raufebold, Habebald, und Haltefest mit auf die Reise gegeben.

Dieser ganze vierte Akt wird Ihnen bei einer künftigen Entwicklung Ihrer Theorie vom Nebelhaften die wesentlichsten Vortheile leisten. Auch hier zerfliesst und verschwebt Ihnen Alles unter den Händen. Nothdürftig ist die äussere Beziehung zum Ganzen durch Faust's Verlangen nach Herrschaft und einem noch vom Meeresgrund bedeckten Landbesitz, angedeutet; an eine in der Ausführung sichtbar werdende innere Beziehung zu dem ernsten Sinn der Dichtung ist nicht zu denken.

Ueber die klassische Walpurgisnacht sage ich Ihnen nichts. Man muss sie durchaus selbst lesen, um davon eine Vorstellung zu bekommen; und auch mit der auf-

richtigsten Verehrung für den Dichter, wird man sie nicht zu Ende bringen können, ohne mit Faust in der Hexenküche zu sagen:

Mir widersteht das tolle Zauberwesen.

Und so ist denn der erste Theil des Faust noch in einem andern Sinn Fragment geblieben, als ich es damals meinte. Denn Jeder, in welchem die sonst so gerechte Verehrung für den grossen Dichter nicht alle Unbefangenheit des Urtheils aufhebt, wird eingestehen müssen, dass dieser zweite Theil weder für einen Abschluss des ersten gelten könne, noch auf irgend eine Weise sich ihm würdig anschliesse. Dort ergreift uns eben so mächtig der tiefe Ernst des Inhalts, als uns die Kraft und Gediegenheit in der Ausführung befriedigt: hier kann weder von jenem, noch von dieser die Rede seyn; dort ist Alles Fortschritt, Alles hat im Fortschreiten eine feste, sichere Beziehung zu seinem Mittelpunkt: hier fehlt ein solcher der Dichtung in sich selbst, so wie ihr jede feste Beziehung zu dem Vorhergehenden fehlt; dort vollendet der Humor die Darstellung von Faust's Gemüthslage: hier, wo er sich durchaus ohne Beziehung zum Ganzen, und weil er nirgends im Ernst wurzelt, als reine Willkür zeigt, zerstört er nur, und vernichtet den Ernst der Dichtung, der durch ihn gehoben werden sollte; dort endlich bewundern wir auf jeder Seite die Kraft und Angemessenheit des Ausdrucks, so wie die metrische Vollendung: hier finden sich von letzterer nur wenige erfreuliche Proben, und in Betreff des ersteren werden wir, wenn wir Worte hören, nur allzuoft in der Erwartung getäuscht:

Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Diess, verehrter Freund, ist meine Meinung von diesem zweiten Theile. Scheint sie Ihnen unbillig, so le-

sen Sie denselben zum zweiten, und zum dritten Male. Ich habe den ersten Theil oft genug gelesen, um ihn halb auswendig zu wissen: aber es hat mir Mühe gekostet, den zweiten auch nur dreimal vom Anfang bis zum Ende durchzulesen, so dass ich Ihnen zu einer Prüfung seines Gehaltes den Versuch mit guter Zuversicht empfehlen darf.

Sechster Brief.

„Ob ich diese Briefe der Oeffentlichkeit übergeben werde?" Vielleicht. Ich gestehe Ihnen, dass ich mich stark dazu versucht fühle.

„Ich werde manchen Verehrer des Dichters dadurch Anstoss geben," meinen Sie. Das besorge ich gar nicht, dass irgend ein besonnener Verehrer des Dichters an diesen Briefen Anstoss nehmen werde.

Ich selbst bin einer von seinen wärmsten und aufrichtigsten Verehrern. Aber wohl nicht mit Unrecht bin ich der Meinung, dass man sein, wie jedes andere Verdienst am besten ehre, wenn man es unbefangen zu erkennen und zu würdigen strebe. Denn das allein sichert ihm seine rechte Geltung. Es hat keinen schlimmeren Feind, als jenen überschwenglichen Enthusiasmus, der, mag er redlich gemeint, oder erkünstelt und anmassend seyn, jederzeit über die Linie unbefangener und richtiger Schätzung hinausgeht. Dadurch aber reitzt er nicht bloss zum Widerspruch, der dann seinerseits ebenfalls nur selten das Abirren von jener Linie zu vermeiden weiss: sondern er wirft einen zweideutigen Schatten auf die Wahrheit selbst für alle Diejenigen, welchen es an ruhiger Prüfungsgabe oder an den sonstigen Erfordernissen fehlt, um den reinen Gehalt derselben auszumitteln; so dass der verewigte Dichter vollkommen Recht hatte, wenn er öfter das Wort im Munde führte: Der Himmel bewahre mich

vor meinen Freunden; gegen meine Feinde will ich mich schon selbst schützen.

Die zuletzt angeführte Rücksicht fällt dabei um so bedeutender in's Gewicht, wenn man die Haltungslosigkeit unsrer poetischen Literatur, und die Flachheit des Publikums in Erwägung zieht, das, überreitzt und übersättigt, bei dem Antheil, welchen es an jener nimmt, grösstentheils nur Aufregung und flüchtige Unterhaltung sucht, und daher eben so wenig geneigt, als geeignet ist, gediegneren Werken einer früheren, oder der laufenden Periode, eine ernste Aufmerksamkeit zu widmen; wiederholt zum Genuss und zur Prüfung derselben zurück zu kehren; zu sichten und zu scheiden; und irgend einen andern Gewinn dabei zu beabsichtigen, als den, mit den Flachen gleich flach und zuversichtlich mit- und absprechen zu können. Daher denn jeder Versuch, der zu einer ernsteren Prüfung eines bedeutenden Werkes unserer Literatur auffordert, und das Interesse dafür anzuregen sucht, wenn sonst kein Grund vorhanden ist, die Lauterkeit seiner Absicht zu verdächtigen, auch seinerseits eine unbefangene Prüfung und Beurtheilung in Anspruch nehmen, und gewiss als keine Versündigung an dem Verdienst des Dichters angesehen werden darf, wenn er bei der willigsten und unzweideutigsten Anerkennung des Trefflichen und Gelungenen, das Verfehlte und Misslungene als ein Solches nachweist, weil es das — wirklich ist.

Die, mein Freund, sind es, die sich an dem Dichter versündigen, die durch einen überspannten Enthusiasmus, durch schwärmerische Bewunderung, und durch leere Declamationen, den richtigen Gesichtspunkt für eine unbefangene Auffassung seiner Werke verrücken; denen eine solche nirgends genügt; die deuten und deuteln, und Alles auf Schrauben stellen, um überall die höchsten und

tiefsten Tendenzen heraus zu deuteln, und die das Verfehlte selbst uns als einen glänzenden Vorzug anzupreisen streben: denn sie sind es, welche einer besonnenen, und darum vorhaltenden Würdigung des Dichters in den Weg treten. Das Verdienst desselben aber ist gross genug, um keiner Uebertreibung zu bedürfen. Noch jetzt steht er, in mehr als einer Hinsicht, über der Bildungsstuffe seiner Nation, und wird in der Vollendung der künstlerischen Form in den besten seiner Werke ein ewiges Studium, und ein vielleicht unerreichbares Muster bleiben. Nur ihn im Allgemeinen als den Höhepunkt seiner Zeit, und als den Geist zu bezeichnen, in welchem das gesammte Streben derselben nach ihrer Ausbildung als abgeschlossen erscheine, ist Uebertreibung eines einseitigen Enthusiasmus. Man dürfte im Gegentheil sagen, dass von allen Heroen der deutschen Literatur kein anderer dem Geist seiner Zeit, diesen nach der Gesammtheit seiner Tendenzen betrachtet, so wenig verwandt sey, als Goethe, dem die höchsten Interessen derselben, so wie mehr als eine Region, in welcher diese Zeit, und der menschliche Geist zu jeder Zeit sich auszubreiten, und zu sicheren Erwerbungen für das Leben zu gelangen strebt, in der Abgeschlossenheit seiner Kunstbildung, bis auf einen gewissen Grad immer fremd geblieben sind. Allerdings hat er mächtig, und, was noch höher anzuschlagen, entschieden wohlthätig, auf seine Zeit eingewirkt; aber auch das hat er nicht sowohl in dem Sinne gethan, dass die, ihre wichtigsten Interessen berührenden Ideen und Bestrebungen durch seinen Einfluss entwickelt und gefördert worden wären: sondern dadurch, wenn gleich nicht dadurch allein, dass er, in der Vollendung seiner rein objectiven Kunstbildung, ein glücklicher Vereinigungspunkt für alle Gebildeten und für alles Streben nach Bildung wurde. So hat er denn auf die Bildung seiner Zeit wohl

vielfach, aber keineswegs auf irgend eine Weise entscheidend eingewirkt; was immer nur derjenige Dichter vermögen wird, der bei einem gleich grossen Genie, und bei einer gleich grossen Herrschaft über die Form, seiner Zeit nach der Gesammtheit ihrer Intressen und Bestrebungen innig verwandt ist, und weil er diese mit überwiegender Geisteskraft, Klarheit und Besonnenheit überblickt, auch einen unwiderstehlichen und dauernden Einfluss auf sie ausübt.

Ein zweiter Grund, der mich vielleicht bestimmen wird, die über den zweiten Theil des Faust an Sie gerichteten Briefe bekannt zu machen, ist, dass eben dasjenige, was ich in diesem als verfehlt und unbefriedigend angedeutet habe, unbedenklich als die kranke Seite unsrer poetischen Literatur überhaupt bezeichnet werden darf.

Sie wissen wohl, mein Freund, dass ich nicht zu Denjenigen gehöre, die in dem gegenwärtigen Zustand derselben, die Vorbothen ihrer nahen Auflösung und einer gänzlichen Anarchie sehen. Nie ist in Deutschland in einem gleich beschränkten Zeitraum eine so grosse Masse poetischer Kräfte im Spiele gewesen, wie in den letzten Decennien; nie hat das poetische Talent sich nach so vielen Richtungen hin auszubreiten und Eroberungen zu machen gesucht; eine Erscheinung, die bei der Bildungsstufe, auf welcher wir stehen, bei den Fortschritten im Technischen, und bei den vielfachen Anregungen, welche das poetische Talent in der Zeit selbst findet, wie unpoetisch sie sich im Ganzen auch zeigen mag, eben nicht befremden darf. Ziehen Sie hier auch nur dasjenige in Betrachtung, was wirklich der Beachtung werth ist: so werden Sie meine Behauptung gewiss gerechtfertigt finden. Und häufig treffen Sie bei solchen Leistungen auf eine reiche und blühende Phantasie, auf glücklich angelegte und durchgeführte Charaktere, auf glänzende Schilderungen,

auf Wahrheit der Empfindungen, und auf unbestreitbare Beweise von Tiefe und echter Genialität. Aber nur selten treffen Sie im Gegentheil auf ein poetisches Erzeugniss, das Sie als Ganzes befriedigte, das den Wunsch erregte, widerholt zu demselben zurückzukehren; das, wenn Sie dieses thun, Sie aufs neue lebhaft anregte, und das Ihnen immer lieber würde, je vertrauter Sie damit geworden wären, und je vollkommner Sie es nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit durchdrungen und in sich aufgenommen hätten.

Der letzte Grund dieser Erscheinung liegt in der Zeit, in welcher die Poesie durchaus keinen gedeihlichen Boden findet; aber nicht in so fern als diese überreitzt und übersättigt, verwöhnt und verflacht ist: sondern in so fern sie in sich selbst zerfallen und zerrissen ist, und für den gegenwärtigen Augenblick Parteisucht und Industrie jedes geistige Streben zu verschlingen drohen; in so ferne die deutsche Poesie bei ihrer Wiederherstellung im verflossnen Jahrhundert überhaupt nicht aus dem Leben, sondern aus der Schule hervorgegangen ist, und seit dieser Periode bis jetzt im Leben selbst kein Element gefunden hat, mit dem sie sich hätte verbinden, und durch welches sie eine bestimmte und eigenthümliche Ausbildung hätte gewinnen können.

Es würde mich zu weit führen, diese Wahrheit hier ausführlicher zu entwickeln; und somit will ich mich darauf beschränken, zwei näher liegende Gründe der eben erst berührten Erscheinung anzudeuten.

Der erste Grund scheint mir in einer falschen Ansicht von der Freiheit zu liegen, welche dem Dichter die Behandlung romantischer Stoffe gestatte. Est ist nämlich auffallend, dass fast bei allen Werken, von welchen hier die Rede ist, der Mangel einer durchdachten Composition sich zunächst als dasjenige ausweiset, wodurch sie

ihres Endzweckes, uns vollkommen zu befriedigen, verfehlen. Die innere Nothwendigkeit und Uebereinstimmung aller ihrer Theile ist es, die wir an jenen Werken immer zunächst vermissen; und meistens ist es auf den ersten Blick erkennbar, dass ihre Urheber bei Anlegung und Durchführung des Planes mehr von Willkür und Laune, als von jener Besonnenheit geleitet wurden, die auch dem begeisterten Dichter nicht fehlen darf. Schwer genug wird es dem Dichter allerdings sich zu zügeln, und nicht befremden darf es uns, dass die wunderbare Mischung von Begeisterung und Nüchternheit, von Feuer und Besonnenheit, welche den grossen Dichter ausmacht, so selten ist. Nur wird der Dichter, ohne eine solche Herrschaft über sich selbst und über seinen Stoff, eben so wenig ein befriedigendes Kunstwerk hervorzubringen im Stande seyn, als wir im Leben ohne dieselbe irgend etwas Bedeutendes und Dauerndes zu leisten vermögen.

Sehr irrig aber wird jene Willkür und jene innere Haltungslosigkeit mit der Freiheit der romantischen Poesie entschuldigt, oder wohl gar der Versuch gemacht, sie durch diese zu rechtfertigen. Wenn nämlich der antiken Poesie in ihrer Objectivität, in ihrer vorherrschenden Richtung auf klare scharfe Auffassung des äusseren Lebens, und in ihrer theilweisen Abgeschlossenheit der Form, Mass und Begränzung allerdings zum Theil schon gegeben war: so lässt sich das zwar von der romantischen Poesie nicht eben so sagen, indem die Motive, auf welchen diese ruht, an sich selbst unendliche, und, indem sie zunächst der Gemüthswelt angehören, einer unendlich mannigfaltigeren Gestaltung fähig sind; allein indem jene Motive nur in der Richtung auf einen bestimmten Gegenstand, und nur unter bestimmten äusseren Bedingungen zur Erscheinung gelangen können: so ist ihnen in den letzteren das Gesetz der Uebereinstimmung mit diesen, und einer sichern

Begränzung nicht minder strenge gegeben, als dort, wo die äussern Bedingungen ihrer Erscheinung, als Träger der innern Gemüthswelt, für sich selbst schon mehr begränzend eintreten. Wenn die Religion und die Liebe unendlich sind, wenn die romantische Liebe jede Gestalt und jede Farbe annimmt, und wenn der Humor seinem Wesen nach überall der Unbedingtheit zustrebt: so sind sie doch, in so fern sie im äussern Leben zur Erscheinung kommen, an Uebereinstimmung mit sich selbst, durch die strenge Uebereinstimmung mit den äussern Bedingungen derselben gebunden. Darauf aber eben beruht jene innere Nothwendigkeit, und jene innige Harmonie zwischen Stoff und Form, ohne welche kein echtes Kunstwerk uns befriedigen, oder einen bleibenden Eindruck in uns zurücklassen kann.

Einen zweiten Grund, warum Letzteres, selbst bei ausgezeichneten poetischen Leistungen unsrer Zeit, so häufig der Fall ist, glaube ich darin zu finden, dass sich an ihnen, wie geistreich, oder selbst genial, ihrer Auffassung und Durchführung nach sie sonst auch immer seyn mögen, dennoch bald eine gewisse Einseitigkeit der Lebens- wie der Kunstanschauung kund gibt. Nichts aber darf weniger befremden, als diese Erscheinung. Sie wird überall eintreten, wo einerseits die philosophische, wie die ästhetische Forschung nach allen Seiten hin sich verbreitet hat, und anderseits weder die Philosophie noch die Kunst im Leben selbst einen festen Boden findet. Dann tritt die Lebensansicht nicht aus dem Stoffe selbst als ein lebendiges und nothwendiges Ergebniss hervor: sondern dieser wird seinerseits durch ein wahres Hysteron proteron zum Träger einer bestimmten philosophischen Ansicht gemacht. Gleich unerfreulichere Folgen aber hat es, wenn der Dichter bei der Composition und Ausführung seines Werkes von einer einseitigen Kunstansicht ausgeht. Denn

in beiden Fällen ist dann nicht weiter daran zu denken, dass er seinen Stoff unbefangen in sich aufnehme; dass er ihn allseitig durchdringe, und dass sein Werk sich zu einem Ganzen gestalte, für dessen Mangel auch die glücklichste Vollendung des Einzelnen nicht schadlos halten kann.

Am meisten ist die aus den gerügten Fehlern entspringende Haltungslosigkeit unsrer poetischen Literatur bei der tragischen Poesie zu beklagen; nicht darum allein, weil diese das Gemüth am mächtigsten ergreift, und erhebt, indem sie das Leben nach seinen tiefsten Beziehungen auffasst, und das Irdische versöhnend an das Göttliche knüpft: sondern weil zunächst durch sie jene Haltung gewonnen werden könnte. Einen solchen Einfluss aber könnte sie für jeden Fall nur von der Bühne herab gewinnen. Nicht zu entschuldigen ist es daher, wenn die begabtesten Dichter ihre Leistungen in diesem Fache ausser die Berechnung der Bühne stellen; und Andere den gegenwärtigen Zwiespalt zwischen Poesie und Bühne von vorne herein für einen unausgleichbaren erklären. Der letztere Irrthum widerlegt sich hinreichend durch den Zudrang zu den Schauspielhäusern, wenn Stücke gegeben werden, die bei tieferem poetischen Gehalte zugleich für die Bühnendarstellung geeignet sind. Weit entfernt, dass der gegenwärtige Zwiespalt zwischen Poesie und Bühne ein unausgleichbarer wäre: wäre es die Berücksichtigung der letzteren allein, welche der tragischen Poesie eine feste Haltung geben könnte; weil diese Rücksicht den Dichter überall zwingen wird, sein Werk einer sicheren Berechnung zu unterwerfen, und seiner Willkür einen Zügel anzulegen. Wir haben dramatische Gedichte von sieben Acten, und andere von mehreren Bänden, in welchen die ganze Universal- und Landesgeschichte in fortlaufenden Erzählungen von mehreren tausend Versen abgehan-

delt wird; romantische Tragödien mit antiken Chören, und Behandlungen antiker Stoffe, die mit romantischen Chören staffirt sind. Alles ist dem dramatischen Dichter erlaubt, wenn er die Rücksicht auf die Bühne wegwirft, und dabei nicht, was nur dem Höchstbegabten gegeben ist, das letzte Gesetz jedes Kunststrebens, Mass und Begränzung, in sich selbst findet.

Viel hat, wie ich schon bei andern Gelegenheiten bemerkt habe, von allen Verirrungen des poetischen Strebens die deutsche Kritik zu verantworten. Wenn sie unsre Poesie, seit ihrer Wiedergeburt in der zweiten Hälfte des verflossnen Jahrhunderts, grossgezogen und sich unbestreitbare Verdienste um dieselbe erworben hat: so hat sie ihr andrerseits eben so wesentlich geschadet, und nothwendig nachtheilig auf sie einwirken müssen. Denn indem sie die widersprechendsten Theorien ausbrütete, von der einen zur andern überging, und immer jede, welche sie für den Augenblick in Schutz nahm, zur allgemein Gültigen zu stempeln suchte, erwies sie sich haltungslos in sich selbst; und die Haltungslosigkeit unsrer Poesie wird daher grossentheils ihr mit Recht Schuld gegeben werden dürfen. Sie gleicht eben einem Erzieher, der vielfach anregend auf seinen Zögling einwirkt: der diesem aber keinen bestimmten Charakter anzubilden vermag, weil es daran — ihm selbst fehlt.

Was mich, wenn von Kritik die Rede ist, am meisten wundert, ist, nie den Punkt berührt zu sehen, von welchem aus man ihr den stärksten und gerechtesten Vorwurf machen sollte. Sie nämlich, die immer über Flachheit und Seichtigkeit und Geschmacklosigkeit des Publikums klagt, hat in der neuesten Zeit nur wenig Namhaftes gethan, um den Geschmack desselben zu bilden; und am wenigsten hat sie es auf die rechte Weise gethan. Denn um es auf die rechte Weise zu thun, müsste sie zu-

nächst populär zu werden suchen. Dass ich diesen Ausdruck hier nicht in dem Sinne nehme, in welchem er Gründlichkeit und Tiefe ausschliesst, sollte ich nicht erst insbesondere zu bemerken brauchen. Aber so müsste sie sich bei ihren Untersuchungen benehmen, dass nicht der Literator allein, sondern jeder Gebildete mit Antheil auf diese einginge. Sie müsste demnach nicht, wie bisher, sich am liebsten in allgemeinen Ansichten aussprechen, und solcher allgemeinen Aussprüche und Machtsprüche sich überhaupt entwöhnen: sondern sie müsste bei ihrem Geschäfte zu gleicher Zeit zergliedernd, und wie Goethe es angedeutet, nicht vernichtend, sondern producirend verfahren; jedes Werk als ein organisches Ganzes auffassen; und seine Vorzüge, wie seine Fehler nicht bloss im Allgemeinen bezeichnen: sondern durch Entwicklung der Gründe in ein klares Licht stellen; sie müsste dabei Unbefangenheit mit würdigem Ernst, Schärfe des Geistes mit Klarheit und Besonnenheit, und umfassenden Geist mit richtiger Beachtung des Einzelnen vereinigen: und indem sie selbst diese Eigenschaften entwickelte, als Bedingungen jedes gesunden Urtheils sie auch bei ihren Lehrlingen zu entwickeln, und zur Reife zu bringen suchen. Zuletzt endlich müsste sie jene Frechheit und jenen Uebermuth vermeiden, die ein Paar von ihren Wortführern erst neulich noch auf eine so auffallende Weise kund gegeben; und bei welchen man wohl den augenblicklichen Beifall der Menge erringt: aber selbst wenn sie mit glänzendem und echter Genialität gepaart sind, die Ansprüche an die Achtung der Besseren und Besonneneren verwirkt werden.

Doch es findet sich wohl künftig einmal eine Gelegenheit, über diesen Gegenstand ausführlicher und freimüthiger mit Ihnen zu sprechen. Sollte ich vor der Hand

mich wirklich entschliessen, diese Briefe herauszugeben: so würde ich wenigstens meine Absicht dabei vor mir selbst rechtfertigen können; und es mit der Ueberzeugung thun, keinem Freunde unsrer Literatur, und keinem unbefangnen Verehrer des Dichters eine billige Veranlassung zum Anstoss gegeben zu haben.









